





# Friedrichs Testament

Texte schreibender Schüler\*innen für den  
Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.  
im Rahmen des Programms  
„Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“  
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

herausgegeben von  
Yvonne Andrä und Stefan Petermann

mitteldeutscher verlag

Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.

Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“  
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Redaktion: Philipp Schinschke

Cover: Claudia Lichtenberg

Satz/Gestaltung: Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

Weitere Informationen zu den „Autorenpatenschaften“ über:

[www.boedecker-buendnisse.de](http://www.boedecker-buendnisse.de)

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der jeweiligen Texte.

© 2019 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

[www.mitteldeutscherverlag.de](http://www.mitteldeutscherverlag.de)

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-96311-351-2

Printed in the EU

## Im Anfang war das Wort ...

Wer kennt es nicht, dieses Zitat. Aber wie komme ich zu diesem Wort, dieser ersten Inspiration, die einen Schwall von Assoziationen nach sich zieht, die Kreativität freisetzt und sich lustvoll an der eigenen Vorstellungskraft vorwärtshängt? Wie werden Bilder aufgebaut, die eigentlich nur abgeschrieben werden müssten, um einen Plot zu entwickeln, eine lyrische Idee oder um einen dramaturgischen Bogen zu spannen? Die frei von allen Einschränkungen und Blockaden die Lust am Schreiben wecken? Die mit dem Endresultat zu Papier gebracht werden: Schreiben macht Spaß? Die das Selbstbewusstsein stärken und für Möglichkeiten sensibilisieren, einen neuen Ausdruck für sich selbst zu finden?

Diese Möglichkeiten sind gegeben durch die Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung durch das Programm „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung.“

Mit den Landesverbänden der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V. haben sich kompetente Bündnispartner herauskristallisiert, die das Projekt „Wörterwelten. Literatur lesen und schreiben mit Autor\*innen“ umsetzen. So werden jedes Jahr im fünfjährigen Programmzeitraum rund vierzig Bücher veröffentlicht. Eine dieser Publikationen liegt nun vor Ihnen.

In Workshops werden die Kinder oft durch ganzheitliche Ansätze zum Schreiben motiviert, sei es mit Unterstützung von Musikern oder Fotografen, von Hiphop-Tänzern oder Hörbuchmachern. So entstehen Poetry-Slams, Drehbücher oder Dialogsequenzen für darstellendes Spiel. Kinder und Jugendliche begeben sich auf Fantasiereisen in ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten, der tausend tanzenden Worte, der wilden Assoziationen, die eingefangen und zu einem Schreib-

erlebnis zusammengefügt werden. Ob sie nun die Basis für einen Animationsfilm bilden oder in einem fesselnden Abenteuer Niederschlag finden: Hier eröffnet sich die einmalige Chance, Kinder schon im frühen Alter an das lustvolle Erlebnis der eigenen Kreativität heranzuführen. Ein Erlebnis mit Nachhaltigkeit, denn es weckt Interesse, die eigenen Möglichkeiten besser kennenzulernen und sich auszuprobieren. Es weckt den Stolz über das selbst Geschaffene und will neu erlebt werden. Dieser Ansatz beinhaltet auch die positive Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, der Selbstachtung, der eigenen Wertschätzung. Er führt zum Respekt dem anderen gegenüber und ist damit auch ein Beitrag zur Gewaltprävention.

Dies sind Möglichkeiten, um zu lernen Kreativität zu entfalten und die eigenen Fähigkeiten und Talente auszuloten, um nicht später einmal passiv gesellschaftlichen Entwicklungen gegenüber ausgeliefert zu sein.

Der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V. lädt die Kinder und Jugendlichen deutschlandweit ein, an dem Programm „Wörterwelten“ teilzunehmen. In der vorliegenden Dokumentation einer Autorenwerkstatt im Bundesland Thüringen kooperierten die lokalen Bündnispartner: der Friedrich-Bödecker-Kreis für Thüringen e.V., das soziokulturelle Zentrum Saalgärten Rudolstadt und das Schillerhaus Rudolstadt. Als Autor\*innen leiteten Yvonne Andrä und Stefan Petermann von April bis November 2019 die Patenschaft, wobei Ellen Scherzer als Koordinatorin für den Friedrich-Bödecker-Kreis für Thüringen e.V. die Verantwortung übernahm. Wir danken für die Zusammenarbeit und das Engagement.

*Ursula Flacke*

*Mitglied des Bundesvorstands der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.*

# **Friedrichs Testament**

**Sarah Horn**  
schreibt Martha

**Reike Kirchner**  
schreibt Trixi

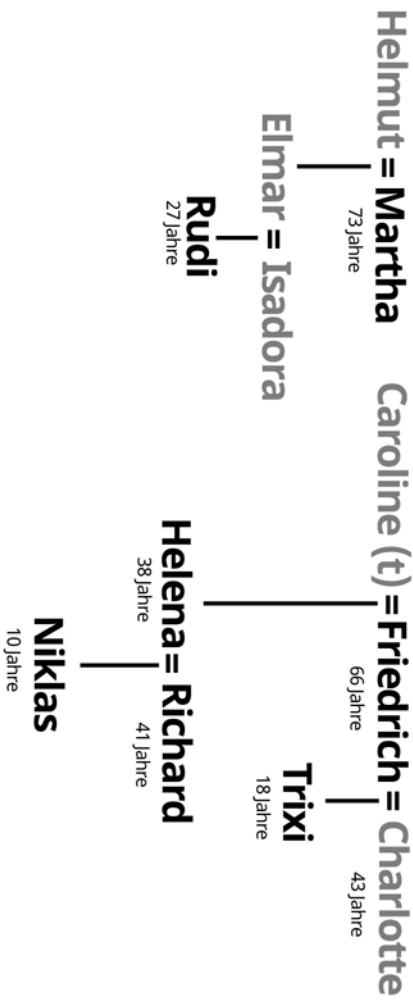
**Lilly Küster**  
schreibt Helena & Richard

**Ellen Richter**  
schreibt Rudi

**Julia Umlauf**  
schreibt Friedrich

**Julia Wyrott**  
schreibt Niklas

# Stammbaum





## Friedrich. Prolog.

Ich lief durch meine Bibliothek. Durch Gang *K bis M*. Das Zimmer war nicht besonders groß, aber genau richtig, damit ein einsamer, alter Herr wie ich sich wohlfühlte. Die Luft war von Staub und dem Geruch von modernem Leder erfüllt.

Vorsichtig streckte ich meine Arme nach beiden Seiten aus, so dass ich mit meinen Fingern über die rauen Buchrücken streichen konnte. Trotz der hellen Wände im Raum und dem Flügelfenster an der Westseite, machte sich langsam die Dunkelheit breit.

Nur das schummrige Licht vom Feuer im Kamin und die letzten Sonnenstrahlen, die sich durch die Fensterritzen quetschten, verhinderten eine traurige Schwärze.

Die Zeit schien immer still zu stehen, wenn ich mich in der Bibliothek aufhielt. In der Bewegung meiner Schritte sah ich die vergoldeten Titel auf den Büchern wieder und wieder aufblitzen. Zielstrebig steuerte ich auf den uralten Armsessel am Ende des Ganges zu.

Ungelenk ließ ich mich auf die Polsterung fallen. Vom plötzlich aufsteigenden Schmutz und den toten Motten füllte sich meine Lunge mit allem anderen – nur nicht mit Luft. Ich bekam einen kraftraubenden Hustenanfall.

Erschöpft überflog ich die Buchtitel im Regal neben mir: „Magie von Hexen“, „Meer der Seelen“, „Meeresbiologie“, „Mist und Pferde – wie man beidem aus dem Weg geht“ ...

Interessiert griff ich nach dem Buch über Meeresbiologie und schlug es auf. Das Buch schien mindestens so alt wie die Villa selbst. Ich stellte fest, dass die Seiten wellig und vergilbt und sogar noch mit Feder beschrieben waren. Die Zeichnun-

gen vom Hammerhai bis zum Seetang schienen im funzeligen Licht lebendig zu werden.

Plötzlich segelte ein Blatt Papier aus den nächsten Seiten zu Boden. Ich hob es auf. Die glatte Oberfläche machte mich stutzig. Ein Foto.

Es zeigte meine Schwester Martha, Vater und mich, wie wir unter einem blühenden Kirschbaum standen. Ich konnte damals nicht älter als zwölf gewesen sein.

Martha ... Wie lange ich sie jetzt schon nicht mehr gesehen hatte? Hatte ich sie einmal enttäuscht, dass sie mich nicht mehr besuchte? Oder nahm ihr Enkel so viel Zeit in Anspruch?

Rudi. Der Name hallte verächtlich in meinen Gedanken nach. Nichts geworden aus dem Jungen. Mir war jetzt nicht mehr nach lesen zumute. Die Vergangenheit holte mich ein, die Zerstrittenheit meiner Verwandten, längst verdrängte Schicksale.

Als ich das Buch mit dem Foto darin geschlossen hatte, fiel mein Blick auf den ersten Buchstaben des Umschlags. „M“ – M wie Martha, wie MEINE Familie ...

Mit den Jahren des Verschließens musste jetzt Schluss sein. Es musste einen triftigen Grund geben, um meine Verwandten zusammenzubringen. Flüchtig riss ich die ersten leeren Seiten aus dem Buch und begann mit einer Feder zu schreiben:

### *Friedrichs Testament*

Die Sonne versank vollends am Horizont. Das Feuer erlosch und sein übriger Rauch waberte durch die kalte Schwärze.

## Martha. Ankunft.

Die grelle Mittagssonne lässt den Asphalt der Straße in der Hitze des Sommers glänzen. Nur die Leitplanke trennt uns von den scheinbar endlos vielen, aneinandergesetzten Feldern. Wie eine riesige ausgebreitete Patchworkdecke liegen sie da, wohin das Auge reicht.

Rudi schweigt. Ich schweige. Die Klimaanlage surrt leise. Im Autoradio spielt der Kultursender eine orchestrale Version irgendeines Beatles-Hits.

Draußen zieht die Welt an uns vorbei. In der Ferne kann ich die ersten Häuser der Kleinstadt erblicken. Inmitten dieser weiten Ebene wirken sie wie zufällig verschüttete Bauklötze auf dem riesigen Felderteppich.

Wir passieren den Ortseingang und ich stelle fest, wie ordentlich aneinandergereiht die Häuser eigentlich sind. Mit ihren modernen Holzfassaden, geschnittenen Hecken und gepflasterten Einfahrten wirken sie geradezu ungemütlich perfekt. Zu gern würde ich einen Blick hinter die Mauern werfen, unbemerkt das Geschehen beobachten, das mir verborgen bleibt.

Rudi schweigt. Ich schweige. Der Moderator erzählt eine Anekdote aus seinem Leben. Ich höre nur halb zu und schaue aus dem Fenster. Wie schnell einen die Vergangenheit doch einholen kann! Je schneller man versucht, vor ihr wegzulaufen, desto eher bekommt sie einen zu fassen. Wie paradox.

Rudi lenkt das Auto durch die Alleen des Stadtzentrums und biegt auf die Hauptstraße ab. Die Fahrbahn wird unebener, die Landschaft kahler, mein Gemüt schwerer. Rudi fragt nach der Hausnummer.

Ich bin weder abergläubisch, noch habe ich Bedenken, mein Schicksal würde von höheren Mächten abhängen. Aber zum ersten Mal überhaupt fällt mir auf, dass das von uns angesteuerte Haus die Nummer 31 trägt, und ein Vertauschen der Ziffern eine 13, die Unglückszahl schlechthin, ergibt. Vermutlich bin ich zu alt. Es würde mir guttun, weniger über solchen Humbug nachzudenken und mich stattdessen auf Wichtiges zu konzentrieren.

Wir sind spät dran. Ich herrsche Rudi an, schneller zu fahren. Pünktlichkeit ist mir wichtig.

Wir erreichen das abgelegene Grundstück am anderen Ende der Stadt. Das metallene Tor der Einfahrt ist weit geöffnet, doch die Villa liegt so verlassen da, als wären ihre Gemäuer in einen tiefen Schlaf gefallen. Wir fahren den langen Kiesweg hinauf, vorbei an verwilderten Rosenbüschen und ungepflügten Beeten. Ein trauriger Anblick.

Rudi summt leise zur Musik. Ich schweige. Als er aussteigt, bleibe ich sitzen und blicke auf das Haus vor mir. Lange ist es nicht her, dass ich das letzte Mal die Tür hinter mir geschlossen habe. Aber lang genug.

Rudi öffnet die Beifahrertür und streckt mir seine Hand entgegen. Ich schenke ihm keine Beachtung und warte, bis er einige Schritte zurücktritt. Dann ziehe ich mich mühselig hoch.

Draußen sehe ich zwei Frauen vor der Villa stehen. Die Neuankömmlinge schauen sich ehrfürchtig um und warten ab.

Zunächst halte ich sie für Fremde. Doch meine Erinnerung erwacht, als ich im Gesicht der Jüngeren die wachen Augen meines Bruders aufblitzen zu erkennen glaube.

## **Trixi. Unser Haus.**

„Hey, wie war’s eigentlich auf diesem Schulausflug nach ... ähm ...? Wo wolltet Ihr noch gleich hin?“, fragt meine Mutter nach einiger Zeit der Stille.

Ich habe eigentlich nicht die Absicht, ihr zu antworten, da ich gerade nicht gut auf sie zu sprechen bin. Aber ich will ihr das nicht zeigen. Deshalb sage ich: „Wir sind nach Weimar ins Theater, und es war ganz ok.“ Sie schaut mich kurz skeptisch an und dann wieder auf die Straße. „Ganz ok?“, fragt sie weiter.

Sie merkt anscheinend nicht, dass ich die Autofahrt lieber schweigend hinter mich gebracht hätte. „Wie immer halt, nix Besonderes“, gebe ich zurück und damit breitet sich wieder Stille im Auto aus.

Mir ist klar, dass meine Mutter es nicht braucht, dass ich mich wie ein Kleinkind aufführe, das nicht umziehen will. Vor allem, weil mein Vater erst kürzlich für tot erklärt wurde, nachdem er spurlos verschwunden war.

Auch mich traf dieser Verlust, trotz der Tatsache, dass ich ihn nicht sehr gut kannte. Er kam nur über die Wochenenden vorbei. Manchmal war er auch mal eine Woche da. Er hatte früher eine Frau. Sie starb an einer Krankheit, als ich zwölf Jahre alt war. Danach kam er öfter zu uns. Aber wir durften nicht zu ihm in die Villa.

Aber was, wenn wir nach seinem Tod dort wohnen können? Was ja eigentlich gar nicht so schlecht wäre. Wenn ich nur nicht kurz vor meinem Abschluss stehen würde!

Außerdem ist es schon blöd: Solange er lebte, durften wir nicht in seine Villa ziehen. Aber jetzt nach seinem Tod vielleicht schon.

Das ist einfach seltsam. Das Schlimmste aber ist, dass ich so kurz vor meinem Abschluss keine Freunde mehr finden würde. Ich meine, ich bin nicht gerade die Sozialste und Freunde zu finden fällt mir daher sehr schwer. Aber wie auch immer, ändern können würde ich es nicht.

Wir fahren in die Einfahrt eines riesigen Anwesens. Die Reifen knirschen über den Schotter. Schon von weitem kann ich die riesige alte Villa sehen. Als wir am Ende des Weges ankommen, sehen wir bereits ein weiteres Auto vor dem Eingang. Wahrscheinlich irgendwelche Familienmitglieder, die ebenfalls im Testament vorkommen.

Wir steigen aus, gehen die Treppenstufen hinauf durch die Tür und stehen in der Eingangshalle, in der nur ein Tisch mit einer Blumenvase ist. Und dort stehen schon die anderen.

## **Richard. Die Ankunft.**

„Du wolltest doch kürzere Haare!“, quietscht das Monster in mir und zieht meiner Frau Helena an den Haaren.

Zum Glück hat sie das schon kommen sehen und ist mit angeschalteter Warnblinkanlage an den rechten Straßenrand gefahren, wo sie sofort angehalten hat. Plötzlich habe ich den Drang zu schnipsen, weswegen meine Hand dem Verlangen nachgibt. Ich wünschte, ich könnte es aufhalten.

Als ich endlich wieder Herr über meinen Körper bin, nuschele ich besorgt: „Entschuldige, bitte. Ich hoffe, es hat nicht weh getan?“ Durch den Rückspiegel schenkt Helena mir ein Lächeln, so wie nur sie es kann; verständnisvoll, beruhigend, einzigartig. Selbst nach all den Jahren finde ich ihr Lachen umwerfend. Erleichtert erwidere ich ihr Lächeln, wobei ich

krampfhaft versuche, den nächsten Tick zu unterdrücken. Ausnahmsweise gelingt es mir.

„Alles okay bei dir, Papa?“ Niklas, mein zehnjähriger Detektiv, dreht sich grinsend zu mir um.

Als Beifahrer bin ich denkbar ungeeignet. Deshalb sitzt mein Sohn vorne und ich hinten auf der Rückbank.

Ich seufze. „Natürlich. Mir geht es gut“, antworte ich zwar wahrheitsgemäß, aber mit dem Wissen im Kopf, dass ich selbst von hier hinten eine Gefahr für meine Liebsten bin. Immerhin bezieht sich seine Frage auf die von mir verursachte Vollbremsung von eben. Meine Bewegungsticks sind eben nicht aufzuhalten. Zumindest noch nicht.

Meine Gedanken schweifen ab zu meinem größten Traum: Ich als Leiter meines eigenen Forschungsprojektes. Ob es jemals möglich sein wird, das Monster zu kontrollieren? Ich schüttele meinen Kopf, damit dieser Gedanke verschwindet. Ich wurde gefeuert. Dieser Wunsch ist unerreichbar, jetzt, da ich ohne Labor und Finanzierung dastehe. Es sei denn, das Erbe fällt etwas größer aus als erwartet ...

Als Niklas sich kurz darauf mit schmerzverzerrtem Gesicht den Ellenbogen reibt, frage ich besorgt: „Und bei Euch? Ist bei Euch alles klar soweit?“

Meine Stimme wird eine Oktave höher: „Ihr Penner!“

Kurz halte ich die Luft an. Ich hasse solche Momente. Mein Herz pocht wild in meiner Brust und ich höre das Blut in meinen Adern rauschen. Niklas bejaht meine Frage schmunzelnd. Auch Helena bestätigt ihr Wohlbefinden mit einem Nicken und ordnet sich daraufhin wieder in den Verkehr ein. So setzen wir den Weg zu ihrem alten Zuhause fort.

## Rudi. Familientreffen.

Schon von weitem ist die Fassade der gigantischen Villa sichtbar. Drei Etagen, wenn ich das aus der Frontscheibe meines Autos heraus richtig erkenne. Vielleicht auch noch ein Dachboden und sogar ein Keller. Dazu viele unterschiedlich große Rundbogenfenster und Balkone.

Der meterhohe Zaun aus pechschwarzen Eisenstäben lässt vermuten, dass zu dem Gebäude ein ansehnlich großes Grundstück gehören muss. Hoffnungsvoll kreuze ich meinen linken Zeige- mit dem Mittelfinger und wende mich an meine Beifahrerin: „Welche Hausnummer stand noch mal in dem Einladungsschreiben, Martha?“

Die Angesprochene, meine charmante Frau Großmutter, hat das architektonische Schmuckstück ebenfalls durch die Fenster beobachtet und antwortet mir, ohne sich im Sitz umzudrehen: „Die 31. Und 14 Uhr wird das Siegel vom Testament gebrochen. Hoffentlich gibt es noch einen Parkplatz ...“

Hausnummer 31, die richtige Straßenseite ist es also schon mal. Voller Vorfreude lecke ich mir über die Lippen, während ich gedanklich mitzähle.

Heute ist wieder ein guter Tag nach einer zähen und eher kümmerlichen Zeit. Das habe ich im Blut. Heute wird endlich das Testament meines Großonkels – Marthas Bruder – verlesen. Vor mehreren Monaten war er urplötzlich und spurlos verschwunden und schließlich für tot erklärt worden. Aber sein Vermögen wird seinen Verlust sicherlich aufwiegen können.

Ich habe ihn nicht gut gekannt, doch laut Martha hat er wohl zum reicheren Teil Deutschlands gehört. Nie hat er etwas davon abgegeben. Nicht an seine Schwester, noch an seine Tochter oder seinen Enkel.



Heute ist Zahltag! Und Martha glaubt fest daran, dass unsere Chancen gut stehen und wir sogar einen Anspruch auf seinen Wohnsitz haben. Dasselbe Haus, in dem das Testament in wenigen Minuten geöffnet werden soll. Jetzt muss nur noch die Nummer stimmen. 25 ..., 27 ..., ha!

„Es ist die Villa, Martha!“, juble ich mit gereckter Faust, um meinen Triumph kundzutun. „Wir kriegen eine Villa!“

Strahlend nehme ich den Fuß vom Gaspedal und lasse den Wagen durch das ebenfalls schwarze Eingangstor rollen, an dem zwischen allerlei Verzierungen mit Messingzahlen die 31 aushängt.

Eine Villa, und auch noch so eine prachtvolle! Natürlich werde ich sie ein wenig renovieren lassen müssen, um sie auf den neuesten technischen Standard zu bringen. Dann werde ich sie aber sofort an den oder die Meistbietende\*n vermieten!

So ist zumindest der Plan.

Groß genug für eine Firma oder eine reiche Familie ist die Villa jedenfalls und da mich keine sentimental Gefühle mit diesem Haus verbinden, habe ich für die Zukunft auch keine Bedenken.

Martha und ich werden mit der Miete so viel Geld verdienen, dass sie in ein paar Jahren einen Platz im besten Altersheim der Gegend bekommen wird. Und ich werde nie mehr in der KFZ-Werkstatt arbeiten müssen. Ein schöner Gedanke. Ich werde das Schleppen von Autoteilen und den schleimigen Umgang mit den Kunden sicherlich nicht vermissen. Aber genug geträumt, zurück in die Realität!

Wir parken auf dem Kiesbett direkt vor dem Haupteingang. Schnell steige ich aus und laufe ums Auto, um Martha aus dem Auto zu helfen. Doch sie kommt noch gut allein zu recht und so schlendern wir Seite an Seite auf die Flügeltüren

zu. Niemand sonst ist bisher weit und breit zu sehen. Perfekt, so kann es gerne bleiben!

Doch natürlich wäre das zu schön, um wahr zu sein. Kaum, dass wir uns selbst ins Haus hineingelassen haben und einen Blick durch den Flur mit ausladendem Treppenhaus in die nächste Etage werfen, kann ich Schritte von draußen hören.

Die Tür schwingt auf und die zwei Frauen, die wir draußen schon gesehen haben, erscheinen im Eingang. Die eine ist geschätzt zehn Jahre älter, die andere wiederum zehn Jahre jünger als ich. Mutter und Tochter ist meine unmittelbare Vermutung.

Nur ... kenne ich die beiden gar nicht. Gehören sie wirklich zu Friedrichs näherem Verwandtenkreis? Oder haben sie sich bloß hierher verlaufen? Ich bin mir ziemlich sicher, sie noch nie in meinem Leben gesehen zu haben. Zumindest auf den runden Geburtstagen meines Großonkels – die einzigen, die ich damals mit Martha besucht habe – hätte ich sie doch treffen müssen. Hmpf. Ob Familie oder nicht, sie machen auf mich nicht den Anschein, als wollen sie demnächst wieder gehen.

Das passt mir gar nicht. Mit jedem möglichen Erben könnte schließlich mein Anteil sinken! Unzufrieden verschränke ich meine Arme, ziehe die Stirn in Falten und taxiere die Eindringlinge grimmig.

Fünf Minuten verstreichen, ohne dass ein Gespräch zwischen uns vieren in Gang kommt. Wir warten nur stumm und ungeduldig darauf, dass uns von irgendwoher der Notar empfängt und in eines der angrenzenden Zimmer lotst. Martha scheint die Frauenzimmer auch nicht sicher einordnen zu können. Jedenfalls hält sie ihren Mund fest zusammengekniffen und starrt stur an ihnen vorbei.

Dann endlich höre ich gedämpfte Stimmen. Doch leider kommen sie aus der Richtung der Eingangstür. Als sie geöffnet wird, verdrehe ich beinahe meine Augen. Die auch noch?

„Puh, wir sind noch nicht zu spät!“, atmet Helena hinter dem Rest ihrer Familie auf. Als Friedrichs Tochter steht sie sicher auch im Testament. Eigentlich hätte ich fest damit rechnen sollen, dass sie, ihr Mann Richard und ihr Sohn Niklas hierherkommen würden. Noch mehr Leute, mit denen Martha und ich uns das Erbe teilen müssen. Hoffentlich war's das jetzt ...

Nacheinander geben sie jedem die Hand und dann geht das Warten weiter.

Noch zwei Minuten bis Punkt 14 Uhr. Stumm bete ich und werde belohnt, als kurz darauf endlich, endlich der Notar erscheint und unsere achtköpfige Truppe in das Herzstück der Villa führt: Ein riesiger Saal mit hoher Decke, vielen Verzierungen und Gemälden an den Wänden und einem langen Esstisch in der Mitte.

Wir setzen uns weit verteilt in unsere jeweiligen Grüppchen und erwarten gespannt den Moment, in dem der weiße Umschlag vor uns geöffnet wird.

## **Richard. Die Öffnung des Testaments.**

Knarzend fällt die ungeölte Eichenholztür hinter uns ins Schloss. Mein Brustkorb hebt und senkt sich wie wild, als ich versuche, wieder zu Atem zu kommen.

Wenn wir meinetwegen zu spät zur Öffnung des Testaments von meinem Schwiegervater gekommen wären, würde ich mir das nie verzeihen. Ich weiß, wie wichtig Helena es ist, ordentlich Abschied von ihrem Vater zu nehmen.

Sobald sich mein Atem wieder beruhigt hat, betrachte ich meine Umgebung. Ich stehe in einer alten, aber sehr prunkvollen Eingangshalle. Der Raum ist symmetrisch aufgebaut. So gibt es links und rechts von dem Eingangsbereich zwei große Fenster, die die Halle in warmes Licht tauchen.

Direkt gegenüber von der Eingangstür befindet sich eine Doppeltür, welche von zwei geschwungenen Treppen, die vermutlich in die erste Etage führen, umrahmt wird. Die Geländer sind mit Gold verziert und auf den Stufen ist ein schwerer, roter Teppich ausgelegt.

Auch die anderen Leute aus der Empfangshalle mustern alles staunend. Die ältere Dame mit den aschgrauen Haaren und dem stolzen Blick ist Martha, die Tante meiner Frau. Der Bursche daneben ist ihr Enkel Rudi. Ich kenne die beiden kaum und eigentlich nur aus den Erzählungen meiner Frau.

Dann widme ich meine Aufmerksamkeit den anderen beiden Damen. Helenas verwirrtem und zugleich fragendem Gesichtsausdruck nach, scheint auch sie nicht zu wissen, warum die beiden hier anwesend sind. Um sie zu beruhigen und ihr in dieser aufregenden Situation beizustehen, greife ich nach ihrer Hand. Zärtlich zeichne ich mit meinem Daumen kleine Kreise auf ihre Handfläche.

Jeder in der Halle hängt seinen Gedanken nach. Das Schweigen ist unangenehm, denn man hört die unausgesprochenen Fragen förmlich, die im Zimmer umherschwirren.

Der einzige, der von der angespannten Stimmung offenbar nichts mitbekommt, ist Niklas. Dieser streift neugierig durch den großen Raum und nimmt alles ganz genau unter die Lupe. Ein Schmunzeln schleicht sich bei diesem Anblick auf meine Lippen.

Plötzlich spüre ich, wie sich ein dicker Kloß in meinem Hals bildet. Ich huste. Er geht nicht weg. Ich räuspere mich. Einmal. Zweimal. Dreimal. Als er immer noch nicht verschwinden will, schlage ich mir unkontrolliert auf den Brustkorb.

Von dem jungen Mann, den ich als Rudi identifiziert habe, bekomme ich böse Blicke zugeworfen. Martha hingegen scheint sich daran nicht zu stören. Wahrscheinlich hört sie nicht mehr allzu gut. Das wäre vorteilhaft für mich.

Eine Person weniger, die meiner Krankheit Aufmerksamkeit schenken kann.

Ich merke, wie das Monster in mir nach meinen Gedanken greift. Ergeben schließe ich die Augen. Diesmal kann ich es nicht aufhalten.

„Taube Nuss!“, presse ich schließlich hervor und starre Martha an.

Augenblicklich habe ich die Aufmerksamkeit von allen Anwesenden. Nun schauen alle zu mir.

Rudi stellt sich schützend vor seine Oma und ruft: „Wie bitte? Ich habe mich doch gerade verhört, oder?!“

Mir steigt Röte auf die Wangen und ich senke schüchtern meinen Blick. Der Hell-Dunkel-Kontrast der Fasern des Mahagonibodens erscheint mir mit einem Mal sehr interessant zu sein.

„Nein, du hast dich nicht verhört!“, tritt Helena nach vorne und stellt sich ebenfalls schützend vor mich.

Überrascht von ihrer Selbstlosigkeit hebe ich meinen Blick.

„Er hat Tourette“, erklärt sie ohne Umschweife: „Du weißt doch, was das ist, oder Rudi?“

„Klar, weiß ich, was das ist!“, verteidigt er sich und fügt nach einer kurzen Denkpause hinzu: „Kann man das nicht irgendwie unter Kontrolle bringen?“

Bevor Helena oder ich eine Antwort auf seine Frage geben können, öffnet sich unten zwischen den geschwungenen Treppen die breite Doppeltür. Kurz erhasche ich einen Blick auf das, was sich in dem Zimmer dahinter befindet. Eine lange Holztafel erstreckt sich durch die gesamte Länge des Raumes.

Ein Mann in einem schwarzen Anzug und leicht gebückter Haltung tritt heraus. Hinter ihm fallen die beiden Türflügel fast lautlos zu.

Sein Gehstock, auf den er sich bei jedem Schritt stützt, gibt durch seine metallene Spitze ein rhythmisch klackendes Geräusch von sich.

Sofort eignet sich mein Tourette, oder wie ich es nenne, das Monster, den Klang an, und mein Mund formt ähnlich klingende Laute nach. Der Herr ignoriert es, wofür ich ihm dankbar bin. Als er in der Mitte der Empfangshalle steht, macht er eine einladende Geste.

„Hallo“, heißt er uns alle willkommen und ich bin überrascht, dass seine Stimme so hoch ist: „Willkommen zur Öffnung des Testaments von Herrn Friedrich Richter. Mein Name ist Dietrich Vogt, ihr Notar. Zuerst möchte ich Ihnen allen mein Beileid aussprechen. Einen geliebten Menschen zu verlieren, ist nie einfach.“

Ich muss das Verlangen des Monsters unterdrücken, seine Ansprache zu wiederholen. Stattdessen räuspere ich mich öfter und lauter, als jemand anderes es normalerweise tun würde.

„Bitte folgen Sie mir nun!“

Mit diesen Worten dreht sich der Notar auf dem Absatz um und betritt mit uns zusammen den Speisesaal.

Als erstes fällt mir das riesige Gemälde auf, welches an der Wand hängt und den Verstorbenen zeigt. Von den dunklen, gezeichneten Augen Friedrichs fühle ich mich seltsam beobachtet.

Ein kalter Schauer jagt mir über den Rücken. Porträts von Toten waren mir noch nie geheuer.

Nachdem alle einen Platz an der langen Tafel gefunden haben, holt der Notar das Testament aus einer schwarzen Mappe hervor.

Mein Atem stockt. Was wird wohl auf diesem Papier geschrieben stehen? Wie viel Geld wird jeder von uns vererbt bekommen? Wer diese traumhafte Villa wohl kriegt?

Gespannt hänge ich an seinen Lippen, als er vorzulesen beginnt.

*Rudolstadt, den 20.01.2019*

### *Mein Testament*

*Ich, Friedrich Richter, geboren am 09.06.1952 in Hellersdorf, formuliere hiermit im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte, meinen letzten Willen: Mein Anwesen sowie die Ländereien vermache ich meiner gesamten verbliebenen Verwandtschaft, wozu auch angeheiratete Ehepartner zählen, zu gleichen Teilen. Martha soll jedoch der Park gehören.*

*Um das Erbe zu erhalten, müssen folgende Bedingungen von allen Beteiligten erfüllt werden:*

- 1. Alle Erben müssen nach der Öffnung des Testaments für fünfzig Wochen gemeinsam in der Villa leben und wohnen.*
- 2. Jede Woche Sonntag soll eine gemeinsame Mahlzeit zu sich genommen werden. Wer nicht erscheint, wird vom Erbe ausgeschlossen.*
- 3. Anwesen und Ländereien müssen gepflegt und instandgehalten werden.*
- 4. Alle Anwesenden bekommen jeweils eine Aufgabe, die sie für sich bewältigen sollen.*

*Werden die Bedingungen erfüllt, vererbe ich weiterhin  $\frac{3}{4}$  meines Gesamtvermögens in gleichen Teilen an die Hinterbliebenen. Sollten die Bedingungen nicht erfüllt werden, wird die Summe restlos der Stadt Rudolstadt gespendet.*



Schockiert halte ich die Luft an. Das kann er nicht ernst meinen?! Wie sollen wir denn so schnell einen Umzug organisieren? Fünfzig Wochen ist immerhin eine ganz schön lange Zeit. Und was ist mit unseren Jobs? Okay, zugegeben, ich bin arbeitslos, aber Helena müsste jeden Tag zwei Stunden zur Arbeit fahren. Alarmiert suche ich den Blick meiner Frau. Doch statt Ärger, Wut oder anderen negativen Gefühlen, sehe ich ein strahlendes Lächeln in ihrem Gesicht.

„So kenne ich meinen Vater!“, haucht sie scheinbar glücklich.

Ich höre ein Schnauben, sehe die entsetzten Blicke der Anderen.

Das wird bestimmt interessant.

## **Trixi. Nach dem Testament.**

Nachdem der Notar fertig ist mit der Testamentsverlesung, stehen wir etwas ratlos in dem riesigen Wohnzimmer. Vom Notar haben wir erfahren, dass wir nun alle Erben dieses Hauses sind und es der letzte Wunsch meines Vaters ist, dass wir hier zusammenwohnen.

Ich schaue zu dem kleinen Jungen, der sich an seine Mutter – meine Halbschwester – klammert. Helena wirkt ratlos. Meine Mutter, wie sie eben ist, erhebt als erste die Stimme: „Nun, ähm, ich schlage vor, dass wir uns vielleicht etwas umschaun. Haha, damit wir diese trübe Stimmung etwas lichten.“

Ich rolle nur mit den Augen. Eine Frau, die anscheinend meine Tante ist, sieht zu ihrem Enkel und fragt: „Rudi, mein Schatz, wer ist diese Person, die gerade sprach? Warum ist sie hier? Ich kenne sie nicht.“

Ihr Enkel sieht etwas feindselig zu uns herüber.

„Ich weiß es nicht, aber sie müssen ja irgendwie in die Familie passen“, sagt Rudi.

Er ist ein etwas stämmiger Mann mit rundem Gesicht, braunen Augen und braunen Haaren. Ich schätze ihn auf 25 Jahre. Ebenso feindselig wie er, schaue ich zurück.

Der soll mich bloß in Ruhe lassen! Ich will nix als so schnell wie möglich wieder weg von hier. Das ist einfach nicht meine Welt.

Ich schaue auf meine Hände, in denen der Brief meines Vaters liegt. Der Notar hat gesagt, dass wir Aufgaben bekommen, und ich vermute, dass diese Aufgaben in den Briefen stehen.

Ich will den Brief schon öffnen, als sich Unruhe breitmacht. Niklas, mein Halbneffe (wenn man ihn so nennen kann), ist mit rotem Kopf aus dem Raum gerannt.

Es interessiert mich nicht wirklich, was passiert ist und so schiebe ich den Brief einfach in die Tasche meiner blauen Lieblingsstrickjacke. Erst folge ich Niklas, gehe aber dann in das mir zugeteilte Zimmer.

Als ich die Treppe hochsteige, bemerke ich, dass die erste Holzstufe knarzt und beschließe, diese in Zukunft einfach auszulassen. In meinem Zimmer angekommen, lege ich mich auf das riesige hellblaue Himmelbett.

Dass der alte Herr jetzt tot ist, muss ich erst mal verdauen.

## Niklas. Das Arbeitszimmer.

Ich renne mit hochrotem Kopf aus dem Speisesaal, in der Hand den Brief. Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass mir Mama erst hinterherlaufen will. Doch Papa hält sie davon ab. Er weiß, dass ich jetzt meine Ruhe brauche.

Für mich war Opa immer ein Vorbild gewesen – ein weiser, alter Mann, der, im Gegensatz zu allen anderen Erwachsenen, noch den Blick fürs Wesentliche hatte. Statt sich dem Alltags-trott hinzugeben, lernte Opa die verschiedensten Dinge, jagte Geheimnissen und Rätseln hinterher und reiste um die ganze Welt.

Er gab sich nie mit seinem Wissensstand zufrieden, wollte Neues entdecken und versuchte, diese Lebenseinstellung auf mich zu übertragen. Er predigte immer wieder: „Das Wichtigste, was der Mensch im Herzen behalten sollte, ist seine Neugierde.“

Ich wünschte, er könnte es mir noch einmal sagen, in seinem besonderen, verheißungsvollen Ton. Doch nun war er plötzlich weg, einfach nicht mehr da. Und das, ohne mir Lebewohl zu sagen. Ohne Vorwarnung. Einfach so tot. Und da hielt ich nun die womöglich letzten Worte meines Opas in der Hand. Was hatte er mir zu sagen?

So schnell ich kann, stürme ich durch die mächtige Eingangshalle. Prächtige Gemälde heben sich von den glatten, hölzernen Wänden ab, unterbrochen von alten schwarz-weiß Fotos in dunklen Bilderrahmen.

Rechts und links von der Doppeltür führen zwei breite Treppen zum ersten Stock. Ein dicker, staubiger Teppich bedeckt die Stufen.

Als ich die rechte Treppe betrete, lässt mich ein hölzernes Knarzen zusammenschrecken und anschließend gleich zwei Stufen auf einmal nehmen. Oben angekommen, stehe ich in einem rechteckigen Flur, an dessen Seiten vier Türen sind. *Niklas* steht mit liederlichen Buchstaben auf einem Fetzen Papier geschrieben, der an der Tür am Ende des Ganges klebt. Ich sehe das Zimmer schon vor mir, bevor ich es betrete. Es ist das alte Arbeitszimmer meines Großvaters. Doch als ich die Tür öffne, bin ich enttäuscht. Außer dem mächtigen Schreibtisch mit dem alten Globus und vergilbten Büchern darauf, ist der Raum kahl und leer.

Mein Koffer steht neben einem notdürftig gebauten Klappbett. Ich schließe die Tür, um jegliche Störung zu unterbinden und setze mich an den Schreibtisch. Ungeduldig reiße ich den Brief auf und entfalte das Papier. Ich erkenne Opas krakelige Handschrift, die plötzlich zu Tintenflecken verschwimmen. Tränen.

*An meinen lieben Niklas!*

*Erinnerst Du Dich noch an das, was ich Dir immer gesagt habe? Dass Du alles hinterfragen sollst und nicht allem Glauben schenkst, was Dir die Erwachsenen erzählen? Ja? Ich möchte, dass Du das nie vergisst, versprich mir das!*

Ich schließe die Augen und kreuze meine Finger. Ich schwöre es, flüstere ich.

*Dieses Haus birgt einige Geschichten und Geheimnisse in sich, die ich Dir offenbaren möchte. Ich habe Dir einen Brief in Sri Lanka hinterlassen, der Dich bei Deiner Spurensuche durch das Haus weiterbringt.*

Stirnrunzelnd betrachte ich den Brief. Sri-Was? Eine vage Erinnerung taucht in meinem Kopf auf. Hatte Opa nicht immer von seinen Reisen erzählt und so etwas Ähnliches erwähnt? Na klar, Sri Lanka war ein Land! Aber wie sollte ich bloß dorthin kommen? Ich hatte ihm zwar versprochen, jedem Geheimnis auf die Spur zu kommen, aber ein Zehnjähriger, der nach Sri Lanka reist, um einen Hinweis zu finden – war das nicht ein bisschen viel verlangt?

Ich drehe den staubigen Globus auf Opas altem Tisch und suche gedankenverloren nach Sri Lanka. Da! Ich stoppe die Weltkugel und tippe auf das kleine Fleckchen Erde. Ratsch! Auf meine unsanfte Berührung hin, reißt im Globus ein Stück in Form des Landes ein.

Aufgeregt rücke ich dichter an die Weltkugel. Von nahem sehe ich ganz deutlich, dass dort, wo Sri Lanka liegt, ein Loch im Globus klafft. Es war mit einem Schnipsel überklebt worden, der täuschend echt wie der Rest der Weltkugel aussieht. Ich stecke meinen Finger hinein und taste darin umher. Meine Fingerspitze berührt etwas Raues. Nach einigen Versuchen gelingt es mir, den Inhalt aus dem Globus zu ziehen – ein Papierfetzen.

Plötzlich öffnet sich hinter mir die Tür. Ich erschrecke, fahre herum und lasse den Zettel in der geschlossenen Hand verschwinden.

„Alles gut bei dir, Schatz?“, fragt Mama, ihre Augen sind gerötet.

„Bei mir schon, aber bei dir nicht“, erwidere ich.

Mama lächelt. „Gut beobachtet, Holmes“, sagt sie und kommt näher, um mir mit der Hand durch die Haare zu wuscheln. Sobald sie verschwunden ist, falte ich den Zettel auseinander.

## Martha. Die verschlossene Tür.

Die Eichentür ächzt bedenklich, doch ganz vertraut, als ich ihren linken Flügel vorsichtig aufziehe.

Es gab Zeiten, da fiel mir das undenkbar leicht. Wie oft hatte ich mich als Kind durch diesen dünnen Türspalt gezogen, entweder schnell, weil draußen im Garten das nächste Abenteuer auf mich wartete oder meine Blumen gegossen werden mussten.

Oder ganz langsam, den Kopf gesenkt und voller Reue über meine schlechten Taten, die mein Vater mir stets im großen Salon unter dem Gemälde seines Großvaters aufzuzeigen pflegte. Bestraft hat er mich nie, dafür war sein Wesen zu mild. Auch Mutter neigte nur selten dazu, weil sie schnell erkannte, dass mein oft tagelang andauerndes schlechtes Gewissen Strafe genug für mich war.

Rudi bemerkt meine missliche Lage und hält mir die Tür auf. Ich bedanke mich mit einem freundlichen Blick. Er kennt mich und ich weiß seine Zuneigung zu schätzen. Alle anderen sollen nicht mal auf den Gedanken kommen, zu glauben, ich wäre auf Hilfe angewiesen.

Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass er mir folgen will. Mit einem Kopfschütteln bitte ich ihn darum, mich allein zu lassen. Ich kenne dieses Haus seit meinen Kindertagen, jede knarrende Treppenstufe, jedes lose Dielenbrett und jeden lockeren Stein in den Kellergewölben. Hier fühle ich mich sicher und weder meine zittrige Aufregung noch die rheumatischen Schmerzen in den Kniegelenken werden mich davon abhalten, allein auf mein Zimmer zu gelangen.

Ich stehe bereits am Geländer und will die erste Stufe hinaufsteigen, als ich bemerke, wie durch das große Schlüssel-

loch der Bibliothek ein Sonnenstrahl fällt. Ich laufe unter der Treppe hindurch auf die Tür zu.

Es ist ein Wunder, dass sie nicht abgeschlossen ist. Mein Bruder hat sie all die Jahre gehegt und gepflegt und beinahe niemand durfte diesen Raum betreten. Darin ähnelte er unserem Vater sehr.

So wie Vater hing auch Friedrich sehr an den Werken Goethes, Herders und Gryphius' sowie den unzähligen Lexika, Atlanten und detaillierten Naturkundebüchern.

Die Bibliothek ist ein Schatz, der von Generation zu Generation weitergegeben, behütet und stets an Literatur ergänzt worden war. Die Regale wurden wegen Platzmangel oft erweitert und reichen mittlerweile vom Boden bis zur Decke. Es wäre nur eine Frage der Zeit gewesen, bis die Kapazitäten nicht mehr ausgereicht hätten und Friedrich eine seiner vielen genialen Ideen dazu genutzt hätte, um mehr Platz für neue Bücher zu schaffen.

Und jetzt spielt es plötzlich keine Rolle mehr, da er diesen Raum nie wieder lebendig betreten wird.

Es ist für mich schwer begreiflich, dass dieses heilige Zimmer in seinem Testament keine Erwähnung gefunden hat. Durch den hohen Wert, den es für ihn hat, kann ich mir einfach nicht vorstellen, dass er es an die Angehörigen seiner zerrütteten Familie übergeben will.

Keiner von den heute Anwesenden scheint mir würdig genug, sich dieser Kostbarkeit annehmen zu können. Die jungen Menschen der heutigen Zeit schätzen andere Dinge, und meist über deren eigentlichen Wert hinaus. Die Welt hat sich erst schleichend, dann rasend schnell verändert. Zwischen all den staubigen Romanen fühle ich das noch viel stärker als sonst.

Ich bin mir nicht sicher, ob die Uhren hier drin stillstehen oder ob die Zeiger angefangen haben, rückwärts zu ticken, seitdem ich den Raum betreten habe.

Zwar kann ich nicht mehr leugnen, wie ich allmählich spüre, dass das Alter mich eingeholt hat, doch die Erinnerungen an meine Kindheit und Jugend, die ich ausschließlich in diesem Haus verbracht habe, sehe ich lebendig wie nie vor mir.

Bis meine Mutter starb, hatte selbst ich keinen Anspruch auf Zutritt zu den verborgenen Zeilen der wohlbehüteten Bücher gehabt. Danach änderte sich alles schlagartig. Vater wollte von der Erziehung meines damals siebenjährigen Bruders nichts wissen und gestattete mir, wohl als Entschuldigung dafür, dass von da an alle Verantwortung auf meinen Schultern lastete, Zugang zum scheinbar unermesslichen Wissen hinter der verborgenen Tür.

Seitdem hat sich kaum etwas verändert. Die weiße Chaiselongue hatte Vater damals nur für mich gekauft und unter das Fenster zwischen die Regale mit den Liebesromanen und der botanischen Fachliteratur platziert. Von einer Reise aus Wien hatte er sie mitgebracht, dazu ein Buch über den phytotomischen Aufbau von Orchideen. Daran erinnere ich mich.

Ich bin überzeugt davon, dass er immer in dem Glauben gelebt hat, Friedrich und ich hätten nie bemerkt, wie unglücklich er war. Zwar ließ er uns oft allein und schenkte uns auch sonst kaum körperliche, geschweige denn geistige Anwesenheit, in der Hoffnung, wir kämen auf uns selbst gestellt zu recht, unterschätzte jedoch auf der anderen Seite, wie sehr wir beide spürten, was in ihm vorging. Ich weiß, dass er uns schützen und seine Trauer und seinen Schmerz von uns fernhalten wollte. Darüber vergaß er jedoch, wer er eigentlich war. Als unser Vater hätte ihm eine andere Rolle zugestanden.



Stattdessen wurde er zum Einzelgänger und über die Jahre immer verbitterter. Ich habe mich oft darum gesorgt, dass mein Bruder ihm darin nacheifern würde. Doch letztendlich hat es, wenn auch schleichend und unmerklich, mich getroffen.

In meiner freien Zeit an den Wochenenden und jeden Abend las ich Bücher, in denen die Helden der Geschichte ähnliches durchlebten. Das war ausschlaggebend für den Spannungsbogen und die überraschende Wendung in der Mitte des Romans.

Als junges Mädchen habe ich geglaubt, dass auch mich eines Tages der magische Moment ereilen und mein Leben sich um 180 Grad drehen würde. So habe ich mich Tag für Tag voller Hoffnung zwischen den Zeilen verkrochen, nur um am Ende festzustellen, dass es keine Wunder gibt.

Friedrich war mein Lichtblick. Er hielt mich auf Trab und ich tat alles für ihn. Wir gingen gemeinsam in die Schule, ich half ihm bei den Hausaufgaben, kochte für ihn, brachte ihn jeden Abend ins Bett und las ihm vor. Ich war ZuhörerIn, wenn er traurig war, Spielgefährtin, wenn er toben wollte, und seine beste Freundin, der er alle Wünsche und Geheimnisse anvertrauen konnte. Nur seine Schwester, die war ich nie.

Wie gern würde ich jetzt ein Buch aus einem der Regale nehmen und zu lesen beginnen. Aber Rudi muss morgen arbeiten und bevor wir nach Hause fahren, möchte ich in meinem Zimmer gewesen sein, in das ich demnächst wieder einziehen werde. Schweren Herzens erhebe ich mich von der Chaiselongue, verlasse die Bibliothek und schließe leise die Tür hinter mir.

## Rudi. Erstes Abendmahl.

An der gigantischen Tafel herrscht eine Stimmung, die sich nur schwer beschreiben lässt. Es ist sehr kühl und angespannt. Alle sitzen wieder in ihren kleinen Grüppchen, niemand redet miteinander. Doch immer wieder schweifen Blicke umher und versuchen die anderen Anwesenden zu durchbohren und die unterschwellige Neugier ihrer Besitzer auf die Fremden zu stillen.

Besonders Richards ruckartige Bewegungen und merkwürdige Geräusche lassen alle paar Minuten jeden am Tisch aufschauen. Seine dauernden Entschuldigungen nerven mich beinahe schon mehr als die Ticks selbst! „Sorry“ hier, „Tut mir leid“ da, wie ein alter, abgewrackter Leierkasten.

Wäre nicht seine Frau, hätte er schon etliche Male sein Glas umgeworfen. Aber zum Glück ist sie immer sofort zur Stelle. Diejenigen, die sie beim Starren erwischt, lächelt sie einfach souverän an, so als wäre gar nichts passiert.

Ich selbst bin kaum gewillt, die anderen großartig besser kennenzulernen. Ich bin schlecht gelaunt, nein, eigentlich bin ich sogar sauer! Mein Plan mit der Villa war perfekt, der Gutachter nur einen Anruf entfernt und die Handwerker so gut wie bestellt.

Und jetzt das! Zwölf Monate zusammenleben! Mit diesen fremden Menschen, die nur ein dünnes Blutsband aneinanderhält. Das haben Martha und ich nicht verdient! Doch wenn wir das versprochene Geld, die drei Millionen einstreichen wollen, müssen wir wohl oder übel mitspielen.

Auch mit der Tatsache, dass unsere Schlafräume im oberen Stockwerk liegen und ich noch keinen Schimmer habe, wie ich unser beider Gepäck dort hoch schleppen soll ...

Links von mir räuspert sich jemand laut und unterbricht damit die Stille, das Klappern von Besteck und Richards gelegentliche Ausfälle. Sofort kleben mehrere Blicke auf Helena. Sie wiederum schaut mit leicht schief gelegtem Kopf zu den mir noch unbekanntem Frauen hinüber. Wie heißen sie noch gleich? Charlotte und Beate? So oder so ähnlich auf jeden Fall.

„Im Testament stand, dass alle hier Anwesenden mit Friedrich verwandt sind – oder angeheiratet. Wie passt Ihr beiden da hinein? Ich habe Euch noch nie irgendwo gesehen, auf keiner einzigen Familienfeier. Also was hattet Ihr mit meinem Vater zu schaffen?“, fragt sie mit einem offensichtlich gestellten Lächeln.

Hmpf, endlich sagt’s mal jemand. Hätten ihre Briefe nicht namentlich mit im Testament gelegen, ich hätte sie keine Sekunde länger für Teile der weiteren Familie gehalten.

Charlotte braucht kurz, um fertig zu kauen. Dann antwortet sie frei heraus: „Macht nichts, dass du uns nicht kennst. Von Euch hat Friedrich uns auch nie viel erzählt. Aber ich hatte immer stark vermutet, dass er seine Gründe dafür hatte. Er hat ja wirklich aus allem ein Geheimnis gemacht, nicht wahr? Wir waren verlobt, Trixi ist seine Tochter.“

Kurz wirkt der Raum wie eingefroren. Dann zerreißt das Geräusch von Helenas Gabel die Luft, als das Metall scharf klirrend auf dem Fußboden aufschlägt. Richard fährt heftig zusammen und stößt mit erhöhter Stimme einen lauten Fluch aus. Niemand scheint mehr recht zu wissen, wohin er schauen soll. Alle müssen zuerst Charlottes Information verdauen.

Friedrich hatte neben Caroline eine weitere Frau in seinem Leben? Und mit dieser ein Kind?! Ist das wahr oder wird das gleich noch jemand als Scherz abtun?

Da aber weder Mutter noch Tochter sich erklären, muss ich annehmen, dass es stimmt.

Friedrich, Friedrich ... Wann hatte das jemals ans Tageslicht kommen sollen? Vor Jahren schon und er hatte sich bloß nie getraut? Sein Tod und das Testament hatten den Prozess jetzt auf jeden Fall beschleunigt ...

Nicht nur das Verhältnis überhaupt war ein Skandal, sondern auch zwei andere Tatsachen: Dass Friedrichs Erstgeborene und Charlotte nahezu gleich alt sein dürften; und dass er Caroline eiskalt betrogen haben könnte!

Helena springt von ihrem Stuhl auf.

„Unmöglich“, keucht sie hervor, während ihr Gesicht rot anläuft und fleckig wird, „Vater war ein treuer Ehemann, er hätte niemals eine Geliebte gehabt!“

Sie zittert nach ihrem Ausbruch, doch das scheint Charlotte kaum zu beeindrucken. Die hebt nur skeptisch eine Augenbraue.

Ich beobachte den Konflikt gespannt, ohne mich selbst daran zu beteiligen. Und obwohl mich Eifersucht und Zickenkrieg normalerweise nie wahnsinnig interessiert haben oder ich solche Sachen gutheiße, spüre ich doch eine gewisse Genugtuung. Es lindert meine Wut auf die aktuelle Situation.

Wenn sich die beiden Parteien jetzt ordentlich zerstreiten, könnten dabei vielleicht ungeahnte Vorteile für mich herauspringen! Ein schöneres Zimmer im Erdgeschoss zum Beispiel, weil die Frauen nicht länger nebeneinander wohnen wollen. Das wäre ein verdammt guter Anfang!

Gedanklich beginne ich mir die Hände zu reiben, wie ich es unbewusst auch in der Autowerkstatt immer tue, wenn ich einen guten Handel an Land ziehe.

„Gefühle können sich ändern, meine Gute“, erklärt Charlotte ganz ruhig, „und Friedrichs Liebe zu mir war echt. Das habe ich gespürt, alles davor ist nicht meine Angelegenheit.“

Trixi neben ihr sieht allerdings aus, als wäre sie gerade lieber überall sonst, nur nicht hier.

Zu Recht, denn Helena und auch Richard machen sich jetzt auf den Weg um den Tisch herum, geradewegs auf Charlotte zu, offensichtlich, um ihren Streit noch ein wenig weiter anzuheizen. Ihr Sohn Niklas beteiligt sich nicht, aber er hat sein Besteck beiseitegelegt und rutscht unruhig auf seinem Stuhl umher.

Jeder falsche Satz und jede ungeschickte Formulierung der beiden Frauen könnte nun auch handgreiflich ausarten. Gespannt warte ich ab.

„Heuchlerin! Das Andenken an meinen Vater so in den Dreck zu ziehen, wie kannst du es wagen?“, kreischt Helena, dicht hinter ihr entfährt ihrem Mann ein hochtöniges „Miststück!“, gefolgt von einem flüchtigen Zähnefletschen, das ihn kurzzeitig wie eine skurrile Version von Micky Maus wirken lässt.

Diesmal entschuldigt er sich nicht einmal mehr bei ihr. Endlich scheint auch Charlottes unantastbare, kühl-freundliche Hülle zu bröckeln, ihre Mundwinkel beginnen leicht zu beben.

„Nicht!“, bittet Trixi noch nervös. Doch die Katastrophe ist nicht mehr aufzuhalten. „Das muss ich mir nicht bieten lassen. Entweder wir akzeptieren diesen Umstand und lernen alle gemeinsam damit zu leben, oder wir können das Erbe und Friedrichs letzten Willen vergessen!“

„Oh, zur Hölle mit Friedrichs letztem Willen! Ihr beiden seid kein Teil der Familie und werdet es auch nie sein! Ihr ...“

Erst verstehe ich nicht, wieso die Frauen ihr Gezanke unterbrechen, aber dann höre ich das hölzerne Knarzen der Tür und erhasche gerade noch, wie Niklas' braune Haarsträhnen durch den Spalt nach draußen verschwinden. Seine Mutter folgt ihm schließlich und mit einem letzten bösen Blick geht Richard auf seine Seite der Tafel zurück. Der Streit ist zu Ende. Fürs Erste. Aber der richtige Krieg wird irgendwann folgen.

Prüfend schaue ich hinüber zu Martha und sehe die Besorgnis in ihrem faltigen Gesicht. Sie hatte Friedrich am besten gekannt. Ob sie etwas davon geahnt oder sogar gewusst hatte? Ich muss sie später auf jeden Fall fragen!

Aber zuerst will ich das restliche Abendessen noch in Ruhe zu Ende bringen. Immerhin habe ich nicht die zweite Bedingung des Testaments vergessen: Eine gemeinsame Mahlzeit pro Woche. Hoffentlich gilt Niklas' und Helenas Verschwinden während des Essens dann nicht als grober Regelverstoß. Sonst ist all der Unsinn bisher umsonst gewesen.

## Martha. Nach dem ersten Abendmahl.

Das Essen liegt mir schwer im Magen. Die Empörung meiner Nichte und die Worte des Streits zwischen ihr und Charlotte hallen in meinem Kopf nach. Mein Bruder war ein genialer Mann, voller Inspiration und Pläne, die es bis zuletzt umzusetzen galt. Er hatte Geheimnisse, aber es gibt keine, die ich nicht kenne.

Helena wird ihre Zeit brauchen, um die Wahrheit anzunehmen und zu akzeptieren. Friedrich wollte das so. Er hat sich dieses seltsame Konzept ausgedacht und ihm wird bewusst gewesen sein, dass ein Zusammentreffen diese Tatsache ans Licht bringen wird. Was ist nur seine Intention dahinter? Ein friedliches Miteinander zwischen uns zu schaffen? Eine wunderbare Idee, aber ich zweifle an der Umsetzung.

Der kleine Niklas reißt mich aus meinen Gedanken. Wie ein Gespenst huscht er an mir vorbei und stürmt die Treppenstufen hinauf. Wenn mich nicht alles täuscht, kam er geradewegs aus der Bibliothek. Er macht seinem Opa alle Ehre. Ohne mich auch nur angesehen zu haben, ist er verschwunden. Ob er Angst vor mir hat? Verübeln kann man es ihm nicht.

Von allen Seiten streifen mich die Blicke meiner Ahnen, als ich nun auch, einen Fuß vor den anderen, langsam die Stufen hinaufsteige. Der letzte Familienangehörige, von dem ein Portrait angefertigt wurde, ist Friedrich selbst. Stumm und irgendwie schmerzvoll hat es nach wie vor seinen Platz im großen Speisesaal. Er fehlt mir. Mein kleiner Bruder war immer ein Vorbild für mich gewesen. Seine ständige Neugier und Lebensfreude, die er sich bis zuletzt bewahren konnte, waren bewundernswert. Es passt zu ihm, dass er einfach so von uns gegangen ist. Er hat nie viel über sich selbst gesprochen, des-

halb wundert es mich nicht, wie kurz gehalten seine letzten Worte sind.

Fast wünsche ich mir, der Streit würde in Zukunft fortgesetzt und das Erbe restlos gespendet werden. Ich weiß, wieviel mein Bruder besessen hat. Selbst eine gerechte Aufteilung unter allen Familienmitgliedern würde jeden einzelnen von uns ein ganzes Stück reicher machen.

Aber wozu? Viel Geld ist viel Verantwortung. Zudem müssten wir uns einigen, was mit der Villa geschehen soll. Diese Diskussion möchte ich mir gar nicht ausmalen.

Sicher wird es die schrägsten Vorschläge geben. Ein Hotel, eine Wohnanlage, ein Bürogebäude ... Vielleicht liegt es daran, dass ich hier groß geworden bin, dass ich all diese Vorhaben sofort verweigern würde. Und dass, obwohl ich, erstens, genau weiß, dass ich im Gegensatz zu den anderen nicht mehr allzu lang leben werde und es mir von daher egal sein könnte, und, zweitens, sowieso nichts dagegen tun kann, weil ich mit dieser Bitte allein sein werde.

Dabei ist es schon fragwürdig, wieso ich den Wunsch überhaupt hege. Rückblickend bin ich in diesen Mauern so unglücklich gewesen, dass ich mich eigentlich nicht nach einem solchen Ort sehnen sollte.

Friedrich dagegen erging es anders. Ich sah ihn aufwachsen wie eine Mutter ihren Sohn und war stolz darauf zu sehen, wie er zu einem selbstbewussten jungen Mann wurde. Ich kannte viele Frauen, die für ihn schwärmten und einen hohen Preis bezahlt hätten, um ihr Leben an seiner Seite zu verbringen. Darunter waren sogar einige meiner Freundinnen. Im Nachhinein sollte ich mich eigentlich fragen, ob vielleicht das der Grund gewesen war, mit mir befreundet zu sein und gemeinsam Zeit zu verbringen.



Entschieden hat sich mein Bruder jedoch für seine große Jugendliebe, Caroline. Eine wunderschöne, intelligente Frau, in deren Wangen sich jedes Mal feine Grübchen bildeten, wenn sie lachte. Die Hochzeit war prunkvoll und schillernd, das Familienglück perfekt, als Helena geboren wurde, und mein Neid so groß wie nie zuvor. Ich liebte Friedrich über alles, war immer für ihn dagewesen, habe meine Jugend opfern müssen, um mich um ihn zu kümmern – und plötzlich war ich nicht mehr die einzige in seinem Leben.

Als Schwester wurde ich nach Ehefrau und Tochter hintenangestellt und war nicht mehr so interessant wie früher. Er brauchte mich nicht mehr. Und ich wollte partout nicht einsehen, dass er längst erwachsen und nicht mehr auf mich angewiesen war. Ich fühlte mich nutzlos und fehl am Platz. Trost fand ich im Park der Villa, in dem ich oft den Tag verbrachte und die schönsten Blumen und das frischeste Gemüse züchtete und unter dem Kirschbaum saß.

Noch immer liegen viele Treppenstufen vor mir. Vom Fenster meines Zimmers aus kann ich den gesamten Garten überblicken. Sein jetziger Zustand ist alles andere als erfreulich. Er scheint keine Pflege mehr erfahren zu haben, seit ich das letzte Mal ausgezogen bin.

Zum ersten Mal verließ ich die Villa zwei Jahre nach der Heirat meines Bruders. Ich wollte nur noch weg, der Eifersuchtsspirale entkommen und mich selbst verwirklichen. Dafür hatte ich mir all die Jahre keine Zeit genommen. Ich bezog eine Wohnung in einer fremden Stadt und wusste auf einmal gar nicht wohin mit all der Freiheit. Noch nie zuvor hatten mir so viele Möglichkeiten offen gestanden. Das Problem war nur, dass ich mit mir nichts anzufangen wusste. So kam es, dass ich mich immer wieder bei dem Gedanken erwischte

„Was hätte Friedrich jetzt getan?“ Ihm schien alles so leicht zu fallen.

Letztendlich fand ich eine Arbeitsstelle in einem Finanzamt, womit ich mir meinen Lebensunterhalt verdiente. Vater hatte uns ein hübsches Sömmchen an Erbe hinterlassen, aber ich wollte trotz alledem unabhängig sein.

Im Haus nebenan zog ein junger Bankkaufmann ein. Er war gutaussehend und sehr zuvorkommend, und schneller als es mir lieb war, stürzten wir uns in eine gemeinsame Ehe. Das macht man ja bekanntlich so. Wir bekamen einen Sohn und nannten ihn Elmar. Als er vier Jahre alt war, verließ sein Vater mich für eine andere Frau. Ich zog den Jungen alleine groß.

Bis heute zweifle ich an meinen Fähigkeiten als Ehefrau, war ich doch wieder nicht gut genug gewesen. Elmar aufwachsen zu sehen war Freude und Qual zugleich. Mit jedem Schritt wurde er älter und reifer, mit jedem Atemzug entfernte er sich etwas mehr von mir. Ich wusste, dass ich nicht in den Prozess des Erwachsenwerdens eingreifen und meinen Sohn niemals für immer für mich behalten konnte. Ich hätte unsere gemeinsame Zeit mehr genießen können, hätte ich nicht nur das Ende dieser im Blick gehabt. Eine schlechte Angewohnheit.

Obwohl ich meine stumme Sehnsucht nach Zweisamkeit so gut es ging zu verbergen versuchte, spürte er meinen festen Handgriff. Er verließ die Stadt, um zu studieren. Wir sahen uns immer seltener. Er begann die Welt zu erkunden. Von seiner letzten Reise brachte er eine südländische Frau mit, die nur sehr gebrochen deutsch sprach. Eine immerwährende Barriere zwischen uns.

Ich schlurfe den Gang zu meinem Zimmer entlang und drücke die Türklinke nach unten. Den Rest des Abends werde ich hier oben verbringen. Den Lehnstuhl ans Fenster gerückt,

kann ich stundenlang hier sitzen und in den Park hinunterblicken. So lange ich noch kann, werde ich wieder damit beginnen, mich den Pflanzen zu widmen.

Verwilderung sieht nur bis zu einem gewissen Grad schön aus. Es ist an der Zeit, Schaufel und Heckenschere wieder in die Hand zu nehmen. Dabei geht es mir gar nicht darum, etwas Neues zu schaffen. Stattdessen würde ich einfach gern den ursprünglichen Zustand der Grünanlage wiederherstellen. So, wie ich ihn in Erinnerung habe.

Elmar und seine Frau sah ich nur selten. Sie lebten zwei Stunden von mir entfernt und waren beruflich sehr beschäftigt. Es grenzte an ein Wunder, dass sie sich trotzdem dafür entschieden, ein Kind in die Welt zu setzen.

Ich kann nicht genau sagen, wie viel Zuneigung und Aufmerksamkeit mein Enkel in seinen frühen Jahren von seinen Eltern erfahren hat, er selbst erinnert sich auch nicht mehr daran. Höchstwahrscheinlich nicht allzu viel.

Es mag verrückt klingen, und auch ich erschrecke mich bei diesem Gedanken immer wieder vor mir selbst, aber vielleicht war es für ihn das Beste, seine Eltern zu verlieren und von jemandem aufgezogen zu werden, der ihm mehr bieten konnte. Der Unfall war damals sehr schnell von der Bühne, ich bekam als nächste Verwandte das Sorgerecht zugeschrieben und nahm Rudolf im zarten Alter von vier Jahren bei mir auf. Und diesmal schwor ich mir, alles richtig zu machen. Ich wollte nicht wie mein Vater sein, der über seine eigene Trauer die Verantwortung über seine Familie vergaß. Und ich wollte nicht so sein wie mein vergangenes Selbst, das ängstlich dem Ende entgegensah.

Der Lehnstuhl ist unbequemer, als ich ihn in Erinnerung habe. Macht nichts, die Aussicht ist es mir wert und schließ-

lich bin ich abgehärtet. Orangerot glüht die Sonne hinter den Bergen im Westen der Stadt.

Es klopft an meiner Zimmertür. Rudi stolpert herein. Ich erzähle ihm, dass ich gerade an ihn gedacht habe. Es interessiert ihn wenig, aber das war zu erwarten. Vielleicht habe ich ihn als Kind zu sehr verwöhnt. Auch noch heute wirkt er so zerbrechlich und hilflos, dass ich ihm seine Wünsche schlecht ausschlagen kann. Das ist wohl der Grund, warum er wieder bei mir eingezogen ist. Er kennt die Vorzüge unserer Symbiose und weiß diese mehr zu schätzen als die Nachteile des gemeinsamen Zusammenlebens.

Eine Weile sprechen wir über die letzten Tage in der Villa, dann wünscht er mir eine gute Nacht und verdrückt sich in sein Zimmer. Die Sonne ist derweil ganz hinter den Bergen verschwunden.

## **Niklas. Die Bibliothek.**

Die Kerze in meiner Hand flackert bei jeder Bewegung. Im Schein des Kerzenlichts steige ich die Treppen möglichst geräuschlos hinab. Die letzte Stufe überspringe ich, weil das Knarzen des brüchigen Holzes die anderen aufwecken würde.

„Was machst du hier mitten in der Nacht, Niklas?“, würden sie fragen und ich wüsste nicht, was ich antworten soll. „Opas Spuren durch das Haus verfolgen? Die für mich gelegten Rätsel aufdecken?“

Sie wären ganz aufgeregt und würden sagen: „Das müssen wir der Polizei melden. Vielleicht sind es Hinweise auf Opas Tod.“ Vielleicht finden sie dann die Leiche.

Mir läuft es eiskalt den Rücken hinunter. Nein, das sind meine Briefe. Ganz persönlich und nur für mich. Keiner darf davon wissen.

Ich taste mich vorsichtig an der Wand entlang. Das schwache Licht der Kerze lässt die mächtige, mit Ornamenten verzierte Holztür der Bibliothek noch gruseliger erscheinen. Aus Angst, dass mich jemand verfolgt, werfe ich einen Blick hinter mich. Alles ist schwarz und totenstill.

*Dort, wo Geschichten in Seiten liegen, formte ich Träume  
der Zukunft.*

Ich hatte mir die Worte, die Opa im Globus hinterlegt hatte, zigital durchgelesen. Er musste damit die Bibliothek meinen. Im Inneren des großen Saales riecht es noch nach vergilbtem Papier. Ich schreite die hohen Regale entlang und erkenne zerfledderte Buchrücken.

Bei dem Sammelband *Sherlock Holmes* bleibe ich stehen. Opa hatte mir den Spitznamen „Sherlock“ gegeben, weil es seine Lieblingsbücher waren. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und ziehe das Buch heraus. Ein Brief fällt aus dem Einband auf den Boden. Eilig bücke ich mich und lese im Kerzenschein:

*Lieber Niklas alias Sherlock!*

*Ich wusste, dass Du mich gut genug kennst, um das richtige Buch zwischen all den anderen ausfindig zu machen. Wie oft saß ich als Kind hier und habe in Abenteuer- oder Detektivromanen geschmökert, doch Sherlock Holmes blieb mein Favorit. Mich beeindruckten seine genaue Auffassungsgabe und die Begeisterung für das Aufdecken von Geheimnissen. Meinem strengen Vater gefiel das gar*

*nicht. Er versuchte, mich zu einem rational denkenden Erwachsenen zu erziehen, was ihm trotz strenger Maßnahmen misslang. Im Buch findest Du einen Hinweis, wo der nächste Brief versteckt ist.*

Schnell werfe ich einen Blick in den Sammelband und erkenne hier und da ein paar Kreise um bestimmte Buchstaben. Ich weiß, was zu tun ist. Vorsichtig, aber gleichzeitig auch wahn-sinnig aufgeregt, renne ich zurück ins Zimmer und setze mich an den Schreibtisch, um die hervorgehobenen Buchstaben aneinanderzureihen.

## **Helena. Der Brief.**

*Für Helena*

Zittrig fahren meine Finger die geschwungenen Buchstaben meines Vaters nach, die den Brief an mich adressieren. Früher, als ich noch ein kleines Mädchen war, wollte ich immer seine verschnörkelte Handschrift haben. Und heute, bestimmt 25 Jahre später, habe ich Schwierigkeiten damit, sie zu entziffern. Nicht, weil es Schreibrift ist und ich nur noch Druck-schrift gewöhnt bin, sondern weil die Erinnerung an meinen Vater mir Tränen in die Augen treibt.

Die vergangenen Monate waren die Hölle für mich. Ich er-innere mich noch an den frischen, aber sonnigen Frühlingstag, an dem mir mitgeteilt wurde, dass mein Vater für tot er-klärt worden war. Richard und ich waren gerade auf Arbeit, im Labor eines Forschungsinstituts für die Heilung seltener Krankheiten, als der Anruf kam. Der Polizist am Telefon war kalt, herzlos und ging ziemlich grob mit mir um. Richard, den das wütend machte, beleidigte den Polizisten – jedoch unge-

wollt. Sein Tourette hatte die Gedanken laut ausgesprochen, die Richard niemals gesagt hätte. Dummerweise war der Polizist Sohn eines Staatsanwaltes, welcher für die Entlassung meines Mannes sorgte.

Seitdem erkenne ich Richard nicht wieder. Sein früheres Selbstbewusstsein im Umgang mit seiner Krankheit ist komplett verschwunden. Zurückgeblieben ist eine leere Hülle, die sich ständig für sein Fehlverhalten entschuldigt, für das sie nichts kann.

Das machte mir meine Situation nicht leichter. Einen verschwundenen Vater zu haben und alleinverdienend zu sein, war für mich eine extreme Belastung. Zwar gab Richard sein Bestes, sich um den Haushalt und um unseren Sohn zu kümmern, aber trotzdem war es schwierig.

Es dauerte eine Weile, aber mittlerweile komme ich mit der Situation klar. Richard geht es wieder besser und ich kann jetzt Abschied von meinem Vater nehmen.

Wenn da nicht diese Frau und ihre Tochter wären!

Eine Welle aus Wut, Trauer und Verzweiflung erfasst mich, als mir dieser Gedanke durch den Kopf geht: Wie konnte Papa mir das antun? Wie konnte er Mama so etwas antun? Warum hat er ihr Andenken so beschmutzt? Wie soll es mir mit so vielen unbeantworteten Fragen gelingen, Abschied von ihm zu nehmen?!

Aufgebracht schmeiße ich den Brief in den Papierkorb, der neben meinem ehemaligen Schreibtisch steht. An diesem Tisch habe ich früher immer über meine Hausaufgaben nachgegrübelt. Und wenn ich gar nicht weitergekommen bin, hat Papa sich einen zweiten Stuhl geholt und versucht, mir zu helfen.

Das Licht der untergehenden Sonne scheint in den Raum und blendet mich, als ich den Brief wieder aus dem Müll hole.

Ich frage mich, wie lang ich wohl schon in meinem alten Kinderzimmer sitze und nachdenke?

Genauso unentschlossen wie gerade eben, starre ich den Briefumschlag an. Soll ich ihn lesen? Was ist, wenn Papa sich in diesem Schreiben erklärt? Seufzend reiße ich den Brief auf und beginne zu lesen.

*Liebe Tochter!*

*Ich weiß, wie sehr Du gerade unter meinem Ableben leiden musst. Doch alles, was ein Anfang hat, hat auch ein Ende. So war es schon immer. Sei nicht traurig, das Leben geht weiter!*

*Du weißt, wie sehr ich Dich liebe und ich möchte, dass Du nie daran zweifelst.*

*In Liebe*

*Dein Papa*

*PS: Bitte sei so lieb und räume das Zimmer Deiner Mutter ein bisschen auf. Danke!*

Enttäuscht lasse ich das Blatt sinken. Nichts. Er hat seine neue Frau kein einziges Mal erwähnt. Er lässt mich zurück. Einfach so. Allein und verwirrt.

Wütend zerreiße ich das beschriebene Blatt und lasse die Teile zurück in den Mülleimer segeln. Sobald sie darin verschwunden sind, drehe ich mich um und eile hastig aus dem Zimmer. Noch eine Sekunde länger in dem Raum und ich hätte die Einzelteile wieder aus dem Müll gefischt.



## Rudi. Der Testamentsbrief.

Als ich mich am Abend auf dem Bett niederlasse, höre ich das leise, typische Knistern von Papier und greife verwundert in meine Hosentasche. Was ist denn das? Ach, der Brief aus dem Testament, natürlich! Ich hatte den Umschlag nur zur Hälfte aufgerissen und nicht einmal lesen können, weil ich aufgehalten wurde.

Nun ja, dann erst jetzt. Alle anderen wissen bestimmt schon, was in ihren Briefen steht, da will ich nicht noch länger hinterher hängen! Also reiße ich schwungvoll auch noch den Rest des Umschlages auf, werfe ihn ohne einen zweiten Blick auf meinen staubigen Nachttisch und mache es mir mit dem einfach gefalteten Zettel auf dem Bett bequem.

Was würde mich wohl erwarten? Vielleicht doch ein kleines, ganz eigenes Erbe an mich vom alten Friedrich, um seinen „Geniestreich“ mit der Villa wieder gutzumachen? Nach dem Trubel mit seiner zweiten Geliebten hätten wir meiner Meinung nach schon einen Anspruch auf eine Entschädigung!

Kurz genieße ich noch die Ungewissheit und meinen Traum, in dem ganzen Krempel im und um das Haus herum, doch meinen persönlichen Schatz zu finden. Dann falte ich das Blatt auf und lese, was dort in Friedrichs leicht kursiver Schrift geschrieben steht.

Ich werde blasser mit jedem Wort und lasse meine Arme langsam auf meine Oberschenkel sinken. Friedrich, du verdammter Mistkerl! Nichts mit einer Wiedergutmachung und die Träume vom eigenen Schatz sind damit auch geplatzt. Stattdessen hat er Arbeit für mich!

War das denn vorstellbar? Als hätte der Alte mich kein bisschen gekannt. Er muss doch gewusst haben, dass ich körperliche Arbeit verabscheue.

Echt lästig, aber ich muss mich zusammenreißen. Am Ende von diesen Strapazen steht immer noch die beträchtliche Summe, die Friedrich in seinem Testament festgelegt hatte. 21 Millionen Euro, zwar aufgeteilt auf die gesamte Verwandtschaft, aber dann bleiben mir und Martha immer noch jeweils 3 Millionen. Trotzdem eine angemessene Belohnung, wie ich finde. Dafür kann ich mich einmal überwinden und den Handwerker spielen, ausnahmsweise.

Ich lese den Brief ein zweites Mal und murmle dabei vor mich hin: „... Deine Aufgabe, Rudolf ... praktischer Natur, blah blah blah ... Das Haus winterfest machen ... Alte Fensterläden reparieren oder austauschen ... und neue anbringen ...“

M-hm, von mir aus. Aber nicht morgen. Irgendwann die nächsten Wochen vielleicht, bis zum Winter ist ja noch Zeit. Bestimmt muss ich dafür auch noch eine Menge Geld blechen für die neuen Fensterläden. Das will ich mir nicht gerade jetzt antun. Später ... Später irgendwann.

## **Helena. Der Streit.**

Das schlechte Gewissen, den Brief einfach so weggeschmissen zu haben, schlägt mir seit Tagen auf den Magen. Um es zu lindern, beschließe ich, zumindest Papas letzten Willen, Mamas Schlafzimmer aufzuräumen, zu erfüllen. Jetzt.

Die Dielen des alten Hauses knarzen vertraut, als ich den Flur betrete. Früher als Kind wusste ich immer ganz genau,

wo ich hintreten muss, um von meinen Eltern nicht gehört zu werden, wenn ich mich rausschlich.

Als ich daran denke, muss ich lächeln. Wie damals versuche ich, so leise wie möglich durch das Haus zu schleichen, bis ich schließlich vor der Schlafzimmertür meiner Mutter stehe. Als Kind war dieser Raum tabu für mich.

Ich erinnere mich daran, dass Mama sehr krank war und sie sich dort zurückgezogen hat, wenn es ihr nicht besonders gut ging. Bald darauf starb sie.

Manchmal erinnere ich mich noch an ihre Stimme, die so sanft wie das Rauschen des Meeres war oder an ihren Geruch. Aber nun habe ich immer öfter das Gefühl, solche Details zu vergessen. Sie zu vergessen. Und das macht mir Angst.

Obwohl ich weiß, dass niemand in dem Zimmer ist, der mich hereinbitten kann, klopfe ich an, bevor ich eintrete. Sofort umhüllt mich der Duft von Honig und Holunder. Ihr Geruch. Ich schließe die Augen und atme ihn tief ein. Doch der Moment verweilt nur kurz. Der durch die geöffnete Tür entstandene Luftzug weht Mutters Geruch davon.

Ich löse mich aus meiner Starre, schließe die Zimmertür hinter mir und lasse meinen Blick durch das Zimmer schweifen. Die Sonnenstrahlen, die durch die großen Fenster in das Zimmer lugen, tauchen alles in ein orangenes Licht. Es ist hell und freundlich eingerichtet.

Auf der rechten Seite steht ein großes Bücherregal, welches bis unter die Decke reicht. Daneben befindet sich ein Lesesessel. Offenbar hatte Mama so etwas wie ihre eigene, kleine Bibliothek. Andächtig streichen meine Finger über die Buchrücken. Der Gedanke, dass ihre das auch getan haben, verursacht eine Gänsehaut auf meinen Armen.

Ich wende mich von der Schrankwand ab, um das restliche Zimmer zu betrachten. Außer dem Regal sind noch ein großes Himmelbett, ein alter Kleiderschrank und ein schwerer Eichenholz-Schreibtisch in dem Raum. Doch dann fällt mein Blick auf eine Kommode, die direkt neben der Tür steht und deswegen nicht in meinem Blickfeld war.

Sofort springt mir der silberne Bilderrahmen ins Auge, der auf dem Möbelstück steht. Im Gegensatz zu allem anderen in diesem Raum wirkt dieser neu und gänzlich fehl am Platz. Beim näheren Betrachten erkenne ich die Frau auf dem Foto. Charlotte. Die Neue meines Vaters.

Was macht dieses Bild hier? Hier in dem Zimmer MEINER Mutter! Eine böse Vorahnung beschleicht mich. Aufgebracht wirbele ich herum und steure direkt auf den Kleiderschrank zu. Ruckartig reiße ich dessen Türen auf. Wie erwartet befinden sich nicht die Kleider meiner Mutter darin, sondern irgendwelche bunten Fummel von dieser Charlotte.

Er hat sie einfach ersetzt! Wie ein Spielzeug, das kaputt gegangen ist und ausgewechselt werden musste.

Diese Erkenntnis zieht mir den Boden unter den Füßen weg. Schluchzend falle ich in mich zusammen und kauere mich auf den Boden. Nach einer Weile weicht der Traurigkeit Wut. Ungeheure, unbändige Wut. Schreiend stürze ich aus dem Schlafzimmer.

„Charlotte!“

Blind vor Tobsucht reiße ich jede Tür auf, auf der Suche nach dieser unmöglichen Frau. Schließlich finde ich das Weib im Speisesaal.

„Wie kannst du es wagen?“ Rasend vor Empörung fasse ich sie an den Schultern und schüttele sie kräftig durch.

„Wie kannst du es nur wagen?“, wiederhole ich, diesmal mit Tränen in den Augen.

Verwundert sieht sie mich an: „W-Was meinst du genau?“

Entrüstet schnappe ich nach Luft.

„Was ich meine?! Wie kannst du ihr Andenken so schändlich beschmutzen? Schämst du dich nicht?“

Ihr gespielter, überraschter Gesichtsausdruck bringt meine Sicherungen zum Durchbrennen.

Wütend erhebe ich meine Hand. Doch bevor ich ihr eine verpassen kann, ist Richard plötzlich an meiner Seite und hält mich zurück.

„Nicht“, flüstert er, „tu es nicht!“

Sofort löse ich mich aus seiner Umklammerung und bringe Abstand zwischen ihn und mich.

„Sie hat es verdient!“, schreie ich. „Verdient hat sie es! Diese, diese ...“

Ich verstumme, als Charlotte mir auf einmal mit einem wehmütigen Blick in den Augen ihre warmen Hände auf die Schulter legt.

„Helena“, fängt sie an und holt tief Luft: „Ich weiß, dass es schwer für dich sein muss. Aber bitte akzeptiere doch, dass dein Vater nun mich geliebt hat. Und ich ihn. Von ganzem Herzen. Glaube mir, er hat ...“

„Dir glaube ich gar nichts!“, falle ich ihr zischend ins Wort.

Immer noch brodelnd vor Wut, verlasse ich den Speisesaal wieder und renne zurück in das Schlafzimmer meiner Mutter. Dort reiße ich zuerst die großen Fenster auf, dann durchwühle ich die Schubladen des Schreibtisches. Fündig geworden drehe ich mich um und zerre das erste Kleidungsstück von Charlotte aus dem Schrank.

Sie soll sehen, was ich von ihr halte!

Mit diesem Gedanken zerschneide ich die hässliche, weinrote Bluse und schmeiße die einzelnen Teile aus dem Fenster. Darauf folgen eine Jeans, eine weitere Bluse, ein grauer Pullover und ein Cardigan.

## **Friedrich. Wie ich Charlotte traf.**

Schwierig, hier in der Dunkelheit, den Überblick zu behalten. Aber als ich gerade noch erkennen kann, wie Helena die schöne rote Bluse Charlottes in Stücke zerfetzt, steigen mir Tränen in die Augen. Charlotte hatte sie getragen, als ich sie zum ersten Mal getroffen hatte.

Wieso können sich die beiden nicht verstehen? Sie sind doch fast im selben Alter – da liegt wohl schon die erste Ursache für diesen Streit. Wieso kann meine Tochter denn nur nicht verstehen, dass man sich auch mehrmals verlieben kann?

Caroline wird immer ein wichtiger Teil meines Herzens bleiben. Ich hatte Charlotte nie als Ersatz betrachtet. Mein Blick beginnt vor Tränen zu verschwimmen ...

Auf einmal befinde ich mich an einem kleinen Hafen. Auf den Straßen sind Passanten, die ein wenig an Wikinger erinnern. Der Geruch von Meerwasser und das schief angebrachte Schild an einem Schiff mit der Aufschrift: *Whale Watching*. Das waren die ersten Eindrücke, die ich in Reykjavik, der Hauptstadt Islands, sammeln durfte.

Langsam wanderte ich von Steg zu Steg, die Augen auf das dunkle Wasser unter mir gerichtet. Plötzlich hatte mir ein eiskalter Wind in den Rücken geblasen. Und als hätte das Schicksal mir noch einen Hinweis geben wollen, stieß ich prompt mit jemanden zusammen.

Ein furchtbarer Schmerz durchfuhr meine Knochen, als ich mit meinem Allerwertesten auf den harten Holzbrettern landete. Jegliche Luft wurde aus meinen Lungen gepresst, als der Mistkerl auch noch auf mich fiel.

„Es tut mir ja so schrecklich leid!“, hörte ich eine weibliche, ebenso nach Luft ringende, Stimme japsen. „Geht es Ihnen gut mein Herr, ähm, ich meine: Are you, ähm, ok?“

Vor mir sah ich eine Frau, der die schulterlangen Haare ins Gesicht fielen, mit Sommersprossen auf der Nase, die ihre eleganten schilfgrünen Augen betonten. Mit ihrer dunkelroten Bluse, dem Parka, der Jeans sah sie wie alle jungen Studenten aus.

Ich starrte in die immer verlegener werdenden Augen der Dame. Erst jetzt fiel mir die Hand auf, die sie mir entgegenstreckte. So viel Anstand besaß sie jedenfalls. Dennoch nahm ich die Geste nicht an. So alt war ich mit Mitte Vierzig nun auch wieder nicht.

„Ahr“, entfuhr es mir bei dem Versuch, mich aufzurichten. „Sorry, sorry. We must bring you to a doctor. I must help you ... to ... damit Sie aufstehen können“, stotterte sie. Gemeinsam bekamen wir mich hoch und ich humpelte mit ihr als Stütze zum nächstbesten Arzt in der Stadt.

Mit der Diagnose *starke Prellung im Bereich des Steißbeins* standen wir wenig später wieder auf der Straße. Laut fluchte es neben mir: „Das ist aber auch eine verdammte Scheiße. Da darf ich schon mal ein Praktikum in Island machen und dann renne ich den nächstbesten Kerl über den Haufen. So 'ne Scheiße!“

„Ich kann Sie übrigens“, ich wurde betont langsam, „sehr gut verstehen, wenn Sie deutsch sprechen.“

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen, als ich ihre Ge-

sichtszüge entgleiten sah, mit einem Hautton, der einer Tomate recht ähnlich sah. Sie versuchte sich zu fassen: „Wo ist Ihre Unterkunft? Denn so werde ich Sie nicht alleine losgehen lassen.“

Ich fügte mich meinem Schicksal und wir gingen zu meinem Ferienhaus am Rande der Stadt. Zu meinem Glück war Reykjavik nicht allzu groß. Am Haus angekommen, schloss ich die Tür auf und war gerade dabei, hinein zu gehen, als ich bemerkte, dass die Frau immer noch hinter mir stand. „Wenn Sie sich als Serienmörderin entpuppen, wissen Sie ja zumindest schon mal, wo ich wohne.“

Ich musste über meinen eigenen Witz lachen. Das Lachen verging mir prompt, als ich in ihr vorwurfsvolles Gesicht sah. „Hart aber herzlich, stimmt’s?“, sagte sie kühl.

„Es tut mir leid, ich hatte in den letzten Jahren selten so lange Gesellschaft gehabt.“

Fast nie sah ich es ein, mich bei irgendjemanden zu entschuldigen. Und sie schaffte es in wenigen Stunden.

Ich bat sie ins Haus. Dort legte ich mich stöhnend auf das Sofa neben den Kamin. Sie verschwand in der Küche. Irgendwie schaffte es diese Frau, dass ich ihr vertraute. Mein ganzes Leben habe ich den Menschen, sogar meiner eigenen Familie, misstraut. Ausnahmen waren bisher nur zwei Menschen: meine Schwester und Caroline, meine Ehefrau.

Mir stiegen die Tränen in die Augen. Caroline hatte diesen schrecklichen Unfall gehabt. So ein Leben, nur noch im Bett zu liegen, war furchtbar für sie. Ich konnte sie nicht mehr so sehen. Also hatte ich diese Reise gemacht. Die Ruhe der Einsamkeit auskosten und meine Trauer mit der Natur Islands teilen.

Nach wenigen Minuten kam die Frau zurück und hielt mir eine Tasse mit dampfender Flüssigkeit unter die Nase.



Skeptisch rümpfte ich die Nase. „Lavendeltee“, sagte sie, „der beruhigt die Nerven, damit ich es später einfacher habe.“

Darüber mussten wir beide lachen. Sie half mir in eine aufrechte Sitzposition und setzte sich dann neben mich auf die Couch. „Ich bin übrigens Charlotte, Charlotte Brückner. Als ich Sie vorhin überrannt habe, war ich ursprünglich auf dem Weg zu einem kurzfristigen Termin bei einer Walschutzorganisation eingeladen. Damit sie nicht erst unangenehm fragen müssen: Ich bin 21 ... aber bei der Organisation hab ich meine Chance jetzt wohl in den Sand gesetzt“, fügte sie hinzu.

Diese Frische, diese Lebendigkeit, die sie in mein Leben brachte, schien das zu sein, was ich damals am meisten brauchte. In den nächsten Tagen besuchte sie mich immer wieder und fragte nach meiner Gesundheit. Die Schmerzen waren nach vier Tagen längst verschwunden, aber sie kam am nächsten trotzdem wieder. „Ich wollte Sie fragen, ob Sie mich zu einer Forschungsexpedition zum großen Gletschersee hier in Island begleiten wollen?“

„Aber Sie kennen mich doch kaum“, entgegnete ich. „Meine Freundinnen kennen die Typen vom Club auch nicht. Und dann knutschen sie Minuten später mit denen.“

Nachdem sie merkte, was sie gesagt hatte, versuchte sie die Sache noch irgendwie zu retten: „Also ich meine nicht das mit dem Knutschen, sondern das mit dem Kennen, also ...“

Wieder begann sie den Tomaten neben ihr auf dem Küchentresen Konkurrenz zu machen. „Was ich damit sagen will ist, dass ich in den vergangenen Tagen wirklich viel über Sie, was Ihren Charakter betrifft, lernen konnte und ich glaube, die Ruhe, die die großen Eisberge in dem See ausstrahlen, wird Ihnen gefallen.“

Bevor wir in ihren roten Mini einstiegen, streckte ich ihr meine Hand hin: „Sie können mich jetzt auch Friedrich nennen.“

Nach einer ewig langen Fahrt parkten wir auf losem Geröll mit einer eher wenig spektakulären Aussicht auf kahle, graue Weiten. Endlich stehend, massierte ich meine eingeschlafenen Beine.

„Komm schon! Oder willst du da noch Wurzeln schlagen?“, rief mir Charlotte schon weit voraus entgegnet.

Mit einem Lächeln folgte ich ihr bis zum Ufer des Sees, wo das Forschungsteam auf uns wartete.

Doch das Lächeln verging mir, als ich die grellroten, „figurbetonten“ Anzüge sah, die mich vor Nässe und Kälte schützen sollten. Ich sah darin aus wie eine dicke Bockwurst mit zu viel Ketchup darauf. Als ich mich watschelnd neben Charlotte in das Schlauchboot hievt, versuchte ich, den Leuten um uns herum möglichst nicht in die Augen zu schauen.

Sobald ich die Steine knirschen hörte und das Boot ins Wasser geschoben wurde, begann es mir doch mulmig zu werden. Charlotte merkte das.

„Wir nehmen nur Proben von ein paar Eisschollen. Solange solltest du den Ausflug genießen. Schau dich doch nur mal um!“

Auf diese Aufforderung hin ließ ich meinen Blick umherwandern. Atemberaubend schön. Die Eisschollen glitzerten in der Mittagssonne und das Saphirblau der größeren Eisberge strahlte eine tiefe Ruhe aus. Sobald wir näher am Eis vorbeifuhren, konnte ich sogar das Knarzen und Knirschen hören.

Glücklich schaute ich zu Charlotte, jegliche Ängste waren vergessen und Charlotte schaute umso glücklicher zurück. Nach einer Weile hielten wir an einem kleineren Eisberg. Sie

holte eine einem Bohrer ähnliche Maschine aus einem Kasten, bohrte ein Loch in das Eis und hielt kurz darauf ein Stäbchen gefrorenes Wasser in den Händen, welches sie im gleichen Kasten verstaute.

Fasziniert schaute ich ihr zu. Beim vierten Bohren spielte ich mit den Händen verträumt im Wasser. Wie konnten wir Menschen es nur schaffen, solche Schönheit durch Klimaerwärmung zu zerstören? Ich sah das ...

Der Rest des Gedankens versank buchstäblich im Wasser. Plötzlich war da kein Boot mehr. Eisiges Wasser schlug über mir zusammen. Panisch ruderte ich mit den Armen, aber die lähmende Kälte ließ meine Glieder in rasender Geschwindigkeit erstarren. Wo war gleich noch mal oben? Die Dunkelheit schien auf einmal überall zu sein. Vor meinen Augen. In meinem Kopf ...

Prustend merkte ich, wie wieder Luft in meine Lunge strömte. Steine knirschten unter mir. Schuhe trampelten gehetzt umher. Erneut spuckte ich Wasser aus und blinzelte benommen. Charlotte saß, über mich gebeugt, auf der Erde und versuchte mich in diese goldenen Rettungsdecken zu wickeln. Ich wollte etwas sagen, aber es kam nur wirres Gebrabbel aus meinem Mund: „So schön glitzernd ... Denk nicht an Montag, denk lieber an Einhörner.“ Die Umrisse verschwammen wieder und meine Augenlider wurden schwer.

Als ich aufwachte, befand ich mich in einer warmen, kleinen Holzhütte. Ich lag in einem kuscheligen Bett. Neben mir stand eine Tasse mit dampfenden Lavendeltee auf einem Nachttischchen. Am Ende des Raumes wurde die Tür aufgestoßen. Der Wind heulte draußen und eine verschneite Charlotte stiefelte ins Zimmer. Schuldbewusst blickte sie in meine Richtung.

Als sie sah, dass ich wach war, ließ sie einen erleichterten Kiekser los. Eilig warf sie ihren durchnässten Mantel auf den Boden und setzte sich zu mir aufs Bett. „Es tut mir ja so leid, Friedrich!“

„Nichts muss dir leidtun. Es war meine eigene Schuld. Ich kann mich halt nur noch schwach an alles erinnern.“

„Na, wenn es nur das ist“, sagte sie lächelnd.

Sanft strich sie mir eine feuchte Haarsträhne aus dem Gesicht. „Ich hätte dich verlieren können.“

Nachdem sie das gesagt hatte, musterte mich Charlotte eine Weile stumm. Zaghafte legte sie ihre Hand an meine Wange. Die Schneeflocken schmolzen auf ihrer Haut und tropften wie Perlen, schimmernd, an ihrer Nasenspitze herunter. Sie beugte sich vor ... und küsste mich. Ihre Lippen schmeckten süßlich. Charlotte roch nach Meeresluft und auch ein bisschen nach Weihnachten.

## **Niklas. Das Speisezimmer.**

Beim gemeinsamen Abendessen ist es unangenehm still. Nur Papas Ausrufe unterbrechen das allgemeine Schweigen. Doch keiner reagiert. Das erste Abendessen war ein Desaster. Hoffentlich würde es heute glimpflicher verlaufen. Doch all das zieht nur so an mir vorbei, denn mit den Gedanken bin ich ganz woanders.

Ich habe die Nacht damit zugebracht, jede einzelne Seite des Sherlock-Holmes-Sammelbandes zu durchforsten. Die aneinandergereihten Buchstaben ergaben die Nachricht: *Die Zeit steht still und schreitet doch voran.*

Etwas enttäuscht von dieser mageren Ausbeute an Informationen bin ich ins Bett gegangen, habe aber kein Auge zu gemacht, weil mir dieser Satz einfach nicht aus dem Kopf gehen wollte. Was hatte Opa damit gemeint?

Ich starre ins Leere, während die Erwachsenen verhalten miteinander reden und sich Kartoffelbrei und Mischgemüse auf die Teller schaufeln. Der lange Esstisch wirkt ungemütlich, bietet aber unserer zerstrittenen Familie genug Abstand zueinander. An den Wänden hängen große Gemälde. Auf dem einen ist mein Großvater abgebildet.

Plötzlich scheint es mir, als hätten sich die Augen auf Opas Bild für einen Moment geschlossen. Nur ein kurzes Zwickern, aber eindeutig!

„Niklas! Niklas!“, wiederholt Mama und holt mich damit aus meiner Trance zurück. Verwirrt wende ich ihr den Kopf zu und merke erst jetzt, dass mich alle ansehen.

„Was ist denn los mit dir?“

Ich spüre etwas Nasses an meiner Hand. Vor lauter Schreck habe ich ein Glas umgestoßen. Mama trocknet die Stelle und meine Finger.

„Das Bild!“ Ich zeige auf das gemalte Ehepaar und alle Augenpaare folgen.

„Opas Augen haben sich bewegt!“

Doch statt mich ernst zu nehmen, sagt Mama nur: „Ach Schatz, das hast du dir nur eingebildet“ und Trixi fragt: „Warum hat er eigentlich keine Bilder von dir aufgehängt, Mama?“

Sofort bricht ein Streit aus und alle bezeichnen sich als Lügner. Nur Rudi isst gemächlich sein Abendbrot. Ich schaue angestrengt auf die große Standuhr, die neben dem Kamin steht, und hoffe, dass es bald vorbei ist. Nach einigen Minuten Ge-

schrei und verletzenden Schimpfwörtern merke ich, dass der Minutenzeiger nicht mehr funktioniert. Er bewegt sich kein Stückchen vorwärts.

„Die Zeit steht still und schreitet doch voran“, raunt es in meinem Kopf. Fragend blicke ich zum Gemälde, von dem ich immer noch das Gefühl habe, dass es mich anstarrt. Während die Erwachsenen weiter zanken, stehe ich auf und gehe zur Standuhr. Mit einem Ruck entferne ich den Zeiger vom Ziffernblatt und ziehe ein zusammengerolltes Papier heraus.

*Am Abend meines sechzehnten Geburtstages merkte ich, dass ich den Ansprüchen meiner Eltern nicht gerecht werden konnte. Sie wollten aus mir einen Arzt machen. Doch ich hatte eine ganz andere Vorstellung: Erst einmal raus in die Welt! Am Abend packte ich meine Koffer und verschwand für einige Jahre. Nach dem Tod meiner Eltern kehrte ich, einerseits traurig über den Verlust, andererseits froh über die Freiheit, zurück und baute die Villa nach meinen eigenen Vorstellungen um. Kurz darauf habe ich meine Forschungsarbeit begonnen. Das Erkunden und Entdecken von neuen Dingen haben mir so viel Spaß gemacht, dass ich nicht mehr damit aufhören konnte. Und weil ich weiß, dass Du, lieber Niklas, auch eine gewisse Neigung zu solchen Dingen hast, habe ich ein kleines Geschenk für Dich vorbereitet. Dieses zu finden, wird Dein letztes Rätsel sein.*

Ein paar leere Zeilen. Und dann steht da noch:

*Manchmal ist das, worüber wir jeden Tag stolpern, das, was wir übersehen.*

## Rudi. Herkulesarbeit zu zweit.

Die letzten Tage habe ich immer wieder darüber nachgedacht, wie ich meine Aufgabe am schnellsten und sparsamsten, aber vor allem mit der geringsten Anstrengung bewältigen kann.

Zwar habe ich gedacht, es wäre noch nicht allzu bald nötig und der Winter weit entfernt, aber in der Nacht bei offenem Fenster fröstele ich schon ziemlich stark.

Zumindest eine Bestandsaufnahme kann nicht schaden. Bloß nachschauen und mich versichern, wie viele Fensterläden es insgesamt am Haus gibt, welche davon kaputt sind oder vollständig fehlen und welche Summe ich letztendlich für neue ausgeben muss.

Bisher bin ich bei neun Fenstern, fünf noch funktionsfähigen Läden, dreien, die leichte Reparaturarbeiten brauchen und einem, der nicht mehr zu retten war und Ersatz braucht.

Ehrlich gesagt habe ich mit Schlimmerem gerechnet, so alt, wie alles hier bei näherer Betrachtung doch ist. Ich muss an meinen ursprünglichen Plan mit der Villa denken, während ich die Tür zum Salon im ersten Obergeschoss öffne.

Eine einfache Renovierung hätte bei vielen Zimmern nicht ausgereicht. Mit Sicherheit wäre das Projekt beinahe doppelt so teuer geworden, wie ich gehofft habe.

Vielleicht ist es ja auch ganz gut, dass mir das Anwesen nicht im Testament vermacht worden ist. Dann nehme ich lieber die leicht verdienten drei Millionen Euro!

Der Salon ist leer, als ich eintrete. Ich höre und sehe niemanden und schlendere recht vergnügt zum ersten der beiden Fenster im Raum, öffne es und lehne mich ein Stück nach draußen. Der linke Fensterladen sieht gut aus, er könnte höchstens einen frischen Anstrich von jemandem vertragen,

der für solche Arbeiten mehr Muße besitzt als ich. Der rechte allerdings ...

Er hängt ein wenig schräg in seinen Angeln, so dass ich ihn von meiner aktuellen Position nur schlecht einschätzen kann.

Scheint kaputt zu sein, aber sicher bin ich mir nicht. Hmm, was ich jetzt tun werde, gefällt mir nicht, aber es muss ja getan werden.

Mit einem tiefen Seufzen drücke ich das Fenster bis zum Anschlag auf, hieve mich hoch, bis ich auf der Fensterbank sitze, und lehne mich so weit hinaus, dass ich noch genügend Halt habe und gleichzeitig einen besseren Blick auf die hölzernen Klappen bekomme.

Aha, der Laden ist in Ordnung. Aber das obere Scharnier ist zerbrochen und es sieht nicht aus, als könnte ich es wieder richten. Ärgerlich, doch leider nicht zu ändern. Ich mache mir gerade gedanklich eine Notiz dazu, als ich eine fremde Stimme höre: „Was machst du denn da?“

Ich erschrecke heftig und klammere mich glücklicherweise noch rechtzeitig am Fensterrahmen fest. Ansonsten wäre ich nach hinten aus dem Haus und in die Tiefe gestürzt.

Mein Herz! Mein armes, armes Herz!

Nur langsam beruhige ich mich wieder und beobachte dann aus zusammengekniffenen Augen diejenige, der ich meinen Schock verdanke.

Beatrix. Oder Trixi, wie die anderen sie nennen.

Sie hat sich in einen der hohen, gemütlichen Sessel gelümmelt, der mit dem Rücken zur Tür steht. Gerade fängt sie schallend laut mit Lachen an. Blöde Kuh! Kann sie mir nicht helfen, anstatt sich über mich lustig zu machen? Hielt sie das wirklich für einen großen Spaß, andere Leute beinahe in den Tod zu stürzen?



„Lach nicht so doof!“, herrsche ich sie an, als es mir gelingt, mich von allein wieder in den Salon zu bugsieren.

Sie grinst: „Hab ich dich etwa sehr erschreckt?“

Ich brumme nur eine unverständliche Antwort. Vor Beatrix würde ich keine Schwäche zeigen. Das wäre ja noch schöner! Nachdem ich das zweite Fenster des Raumes geöffnet habe, wiederholt sie ihre Frage: „Was machst du da eigentlich?“

„Siehst du doch. Ich kontrolliere die Fensterläden. Erledige meine Aufgabe“, sage ich zähneknirschend.

Beatrix betrachtet ihre Handrücken, der grellpinke Nagellack scheint noch frisch zu sein und sie wedelt ihre Finger ein paar Mal gedankenverloren hin und her. Ich sehe das nur aus den Augenwinkeln, aber das ist schlimm genug für mich. „Ganz im Gegensatz zu dir!“

Ich schließe das Fenster etwas schwungvoller als nötig und will das Zimmer schnellstmöglich verlassen, als das Mädchen plötzlich aufspringt. „Fensterläden sagst du? Also, falls du neue brauchst, oben in den Räumen habe ich gestern welche gesehen. Die scheinen noch okay zu sein!“

Ich werde hellhörig. Ach ja? Meint sie das ernst? Das wären großartige Neuigkeiten! Ich räuspere mich kräftig und bemühe mich um einen etwas netteren Ton: „Ah, das ist sehr gut! Wo genau hast du die gefunden?“

„Das sage ich dir, wenn du mir dafür bei meiner Aufgabe hilfst!“, erwidert Beatrix. Ah, das steckt also hinter ihrem schlagartigen Stimmungswechsel. Aber was sie kann, konnte ich schon lange: „Dann zeigst du mir die Fensterläden UND hilfst mir beim Anbringen. Deal?“

„Deal. Dann komm mit!“, bestätigt Beatrix, schlägt in meine ausgestreckte Hand ein und bedeutet mir, ihr zu folgen.

Bereits an der Tür übernehme ich aber schon hastig die Führung.

Keine Ahnung, ob ich zu lange Zeit mit Martha verbracht habe oder was mich plötzlich dazu bringt, aber wie selbstverständlich greife ich nach der Klinke und halte Beatrix die Tür auf, noch bevor ich es wirklich realisiere.

„Danke“, meint sie erstaunt, dann grinst sie mich an und steuert auf die Treppen in die nächsthöhere Etage zu. Ich folge ihr knapp dahinter.

Auf dem Weg nach oben fühle ich mich seltsam. Ich habe eigentlich gerade allen Grund, auf das Mädchen oder meine freundliche Geste von eben sauer zu sein. Aber das bin ich nicht. Nur etwas verwundert. Doch nicht einmal das hinterfrage ich.

Dafür fällt mir auf, dass Beatrix und ich, abgesehen von den letzten fünf Minuten, noch nicht ein Wort miteinander gewechselt haben. Obwohl wir jetzt schon einige Zeit in einem Haus leben und auch zusammen essen. Wir haben uns nie richtig kennengelernt. Und als hätte sie dasselbe gedacht, fragt sie im selben Moment: „Hattest du viel mit Friedrich zu tun gehabt?“

„Nein“, antworte ich wahrheitsgemäß. War ja bloß mein Großonkel gewesen.

„Ich auch nicht“, plappert Beatrix jetzt los, „jedenfalls nicht so viel, wie man von seinem Vater erwarten sollte. Er war nur am Wochenende bei uns, als wären wir bloß seine zweite Wahl. Das hat mich wahnsinnig genervt! Und jetzt noch Helena mit ihrem ständigen Theater um meine Mama! Ich meine, was ist denn so schlimm daran, dass Papa sie auch geliebt hat? Ist doch heutzutage ganz normal, mehrmals zu heiraten oder Kinder von verschiedenen Partnern zu haben, nicht? Machen

sogar die Promis und niemand findet es schlimm! Aber nein, die Alten sind sooo spießig, wenn es um die Liebe geht. Echt grässlich, findest du nicht auch?“

Und schon sehe ich das Mädchen in einem ganz anderen Licht. Endlich jemand in diesem Haus, der Friedrich nicht wie einen Heiligen verehrt, wie eine Geschäftsfrau denkt und sich traut, ihre ehrliche Meinung zu sagen. Vielleicht ist sie ja doch ganz okay. Ob es sich lohnen würde, sie besser kennenzulernen?

Sie steuert auf eine Tür am Ende des Flures zu, schlüpft hindurch und zeigt mir auf der anderen Seite stolz einen kompletten Satz Reserve-Fensterläden, die jemand hier oben fein säuberlich gestapelt und eingelagert hatte. Die sehen wirklich noch brauchbar aus.

Spitze! Keine Extrakosten für mich. Zum ersten Mal bin ich stolz auf mich, erst abgewartet und nicht überstürzt gehandelt zu haben. Es passiert nicht oft, dass mich das Leben für meine gemütliche Einstellung so belohnt.

„Die habe ich beim Stöbern gefunden, sind die okay?“, fragt Beatrix und ich nicke hochzufrieden.

„Die sind perfekt. Die nehmen wir!“

## **Trixi. Ich und das Rentier.**

Ich wandere, wie ich es die letzten Tage öfter getan habe, durch das riesige Haus. Denn obwohl hier mehrere Leute wohnen, trifft man fast nie jemanden an. Und während ich laufe, schaue ich meine kaputten Nägel an. Sie haben dringend eine Maniküre nötig. Der Nagellack ist abgetragen, sie sind alle unterschiedlich lang, es sammelt sich aller möglicher Dreck unter ihnen und einige sind eingerissen.

Ich beschließe, zurück in mein Zimmer zu gehen. Doch aus Angst, meine Mutter könnte „zufällig“ in mein Zimmer kommen, gehe ich runter in den Salon. Hier gibt es zu meiner Zufriedenheit einige Sessel und mehrere Sofas. Ich setze mich in einen Sessel, der mit dem Rücken zur Wand steht und so riesig ist, dass ich tief darin versinke. Hier würde mich keiner finden.

Kaum habe ich angefangen, meine Nägel zu säubern, höre ich, wie jemand die riesige Flügeltür öffnet und auf mich zukommt. Ich halte die Luft an. Doch zu meinem Glück geht die Person geradewegs an mir vorbei. Ich erkenne, dass es Rudi (oder das Rentier, wie ich ihn immer nannte), mein großer Cousin, ist. Er geht auf eines der Fenster zu, reißt es auf und lehnt sich heraus, so, als suche er etwas. Oder jemanden.

„Was machst du denn da? Also, wenn du deine Großmutter suchst, kann ich dir sagen, dass sie mit Sicherheit nicht aus dem Fenster gesprungen ist“, sage ich, und muss mir ein Lachen verkneifen, als das Rentier fast aus dem Fenster stürzt. Er dreht sich zu mir um und muss mir ansehen, dass ich mich kaum noch halten kann, denn er sagt: „Lach nicht so doof. Was machst du überhaupt hier?“

Ich hebe skeptisch eine Augenbraue, als wäre das nicht offensichtlich. „Das Gleiche könnte ich wohl dich fragen. Also was machst du da?“, antworte ich mit einer Gegenfrage.

Rudi atmet gereizt aus. „Ich arbeite und erledige meine Aufgabe. Im Gegensatz zu dir.“ Sein abfälliger Unterton ist nicht zu überhören. Doch ich zucke nur mit den Schultern und wende mich wieder meinen Nägeln zu.

Nach einiger Zeit des Schweigens werde ich neugierig. „Und was ist das für eine Arbeit, bei der man sich so weit aus dem Fenster lehnen muss, dass man fast rausfällt?“, frage ich und sehe ganz deutlich, wie er die Augen verdreht.

„Ich schaue mir an, in welchem Zustand die Fensterläden sind“, bringt er gepresst hervor, als würde es erklären, warum er an ihnen herumspielt.

„Das sieht mir aber nicht nach nur anschauen aus“, erwidere ich in einem eher kindlichen Ton und nehme dabei keine Rücksicht auf seine aktuelle Lage. Tut bei mir schließlich auch keiner.

Er schweigt eine Weile und macht sich am anderen Fenster zu schaffen. Ich erwarte nicht, dass er noch antworten wird, doch die Antwort folgt kurze Zeit später. „Ich nehme die Fensterläden, die nicht mehr zu gebrauchen sind, ab.“

„Aha.“ Mehr habe ich nicht zu sagen. Und da ich nun mit meinen Nägeln fertig bin, ziehe ich Vaters Brief hervor, den ich bisher zwar immer bei mir trage, aber noch nicht geöffnet habe. Dies tue ich nun mit meinen frisch lackierten Fingernägeln.

„Bitte was?! ... Holz hacken? Das kann doch jetzt nicht dein Ernst sein, alter Mann“, denke ich.

Ich vernehme ein belustigtes Schnauben von den Fenstern her, was mich noch wütender macht. „Lach nicht so dumm!

Das ist eine bescheuerte Aufgabe“, weise ich Rudi zurecht. Dieser schüttelt nur den Kopf.

Ich zerknülle den Brief. Zur Hölle mit den drei Millionen, zur Hölle mit dieser Villa und zur Hölle mit dieser verdammten Familie. Ich will einfach nur hier weg. Aber ich brauche das Geld, wahrscheinlich dringender als alle anderen hier. Meine Mutter und ich haben zwar dank meines Vaters in Wohlstand gelebt und er hatte meine teure Schulausbildung bezahlt, aber mein Studium können wir nicht ohne ihn aus eigener Tasche bezahlen.

Und da das auch sonst niemand tun wird, werde ich wohl oder übel Holz hacken müssen. Doch ich brauche Hilfe dabei. „Wenn ich dir bei deiner Aufgabe helfe, hilfst du mir dann auch bei meiner?“, frage ich das Rentier.

Dieses schaut etwas verwundert und fragt: „Wie willst du mir helfen?“ Ich verdrehe die Augen. „Ich weiß, wo neue Fensterläden liegen. Wenn du mir hilfst, zeig ich sie dir.“ Er mustert mich eindringlich und kommt wohl zu dem Schluss, dass ich wirklich Hilfe brauche und willigt schließlich ein.

## **Martha. Der Garten.**

Friedrich hat gewusst, dass er mir eine große Freude damit bereiten würde, mir den Park zu überlassen. Schon als Kind habe ich leidenschaftlich gern die Fauna des Grundstücks erkundet und begonnen, mir sämtliches Wissen über die Aufzucht und Pflege von Pflanzen anzueignen. Bis heute habe ich mir diese Passion bewahrt.

Der Schuppen und alles, was ich benötige, um die Unordnung zu beseitigen, ist noch da. Ich bediene mich eifrig an

Schaufeln und Harken. Zuerst sind die Beete dran. Unter all dem Unkraut lässt sich kaum noch erahnen, dass hier einmal Gemüse angepflanzt wurde. Ich habe sie angelegt, als ich auf die Einladung Friedrichs hin wieder einzog.

Bis auf meinen Job hatte ich nichts zu tun und so beschloss ich, mir noch eine Chance zu geben und den Umzug als Gelegenheit zu nutzen, mich besser in die Familie zu integrieren.

Warm und herzlich wurde ich aufgenommen. Helena hatte das Haus inzwischen verlassen und lebte in einer größeren Stadt. Die Villa war viel zu groß für meinen Bruder und seine Frau und so hielt ich mich auf Trab, indem ich das Haus pflegte und ab und zu das Nötigste vom Handwerker ausbessern ließ.

Erst zu dem Zeitpunkt wurde mir bewusst, wie schlecht ich meine Schwägerin eigentlich kannte. Obwohl ich erneut einen Anflug von Eifersucht verspürte, redete ich mir gut zu und versuchte, sie in meine liebsten Tätigkeiten einzubinden. Leider zeigte Caroline wenig Interesse an Gartenarbeiten, Kochen und am Schmökern in der Bibliothek, was es mir umso schwerer machte. Ich wiederum hatte für Fernsehabeude, Weinverkostungen und das Diskutieren der Angelegenheiten anderer nicht viel übrig. Wir standen uns gegenseitig im Weg.

Genervt voneinander lebten wir vor uns hin. Zimmer an Zimmer wohnend, ohne etwas miteinander anfangen zu können. Die Spannung zwischen uns wurde größer, aber wir waren irgendwann an einem Punkt angelangt, an dem wir keine besondere Lust mehr hatten, dagegen zu arbeiten und das Beste aus der Situation zu machen.

Erschrocken bemerkte ich, wie aggressiv ich den Löwenzahn aus dem Boden reiße. Kurz halte ich inne und sammle

meine Gedanken. Das Vergangene kann nicht mehr rückgängig gemacht werden.

Caroline und ich begannen, uns zu meiden. Leider ist das etwas kompliziert, wenn man unter demselben Dach wohnt. In Friedrichs Gegenwart rissen wir uns so gut es ging zusammen, ansonsten sahen wir uns kaum noch an. Leben und leben lassen. Täglich rief ich mir diesen Satz ins Gedächtnis und sagte ihn stumm vor mich hin, wenn ich mich wieder einmal von meiner Schwägerin auf den Schlips getreten fühlte. Es waren die kleinen Dinge, die mir das Leben schwer machten.

Ich zäunte meine frisch bepflanzte Rabatte ein, um sie zu schützen – Caroline trampelte in der Dunkelheit aus Versehen darüber. Ich wollte um 20 Uhr die Nachrichten im Fernsehen schauen, um informiert zu sein – Caroline schaute eine Seifenoper.

Um die Hausarbeit besser organisieren zu können, hatte ich Listen angelegt, die sich nach einiger Zeit zwischen den Magneten am Kühlschrank überlappten, weil Caroline begonnen hatte, ihre eigenen Notizen dazwischen zu heften. Ich verlor nicht nur den Überblick über Speiseplan, Einkaufszettel und Allergiehinweise, sondern auch die Geduld. Es hatte immer mal kleine Streitereien zwischen uns gegeben, aber an diesem Tag war es besonders schlimm. Der Anlass war banal, jedoch fuhren wir beide aus der Haut und gifteten uns gegenseitig an.

Dann zieh doch wieder um, wir kommen auch ohne dich zurecht, hatte sie gesagt und es stach mir mehr ins Herz, als ich es jemals zugeben würde. Du hast Glück, dass Friedrich so gütig ist und dich trotz deiner Bequemlichkeiten toleriert, hatte ich ihr vorgeworfen.



Sie verschwand in den Weinkeller, ich schmiss wütend die letzten Zutaten in meine Suppe und rührte, dass der Eintopf überschwappte. Vor lauter Verdruss ließ ich das fertige Essen stehen, denn Hunger hatte ich keinen mehr, und ging hinaus in den Garten, wo mir das zur Ruhe kommen immer am leichtesten gefallen war.

Das erste Beet ist bereits gejätet und macht wieder einen halbwegs anschaulichen Eindruck. Ich sehe auf die steinerne Fassade der Villa. Friedlich und scheinbar unberührt liegt sie da, obwohl beinah jedes Zimmer bewohnt ist. In diesem Augenblick kommt sie mir mit sieben Bewohnern verlassener vor als damals, als wir nur zu dritt waren.

In den Park zu entfliehen, wenn es mir nicht gut ging, war bis dato immer die beste Lösung gewesen. Nur dieses eine Mal traf ich damit die falsche Entscheidung.

Im Nachhinein erinnere ich mich an das Wenigste. Es ging alles sehr schnell. Mein Herz raste. Vor meinen Augen verschwamm alles. Meine Knie zitterten so sehr, dass ich mehrmals fast umgekippt wäre.

Noch immer kann ich das Dröhnen des Martinshorns hören, sehe blaues und rotes Licht blinken, hektische Rettungssanitäter in den Salon stürmen.

Friedrich sah mich nicht an, als er im Krankenhaus eintraf. Anaphylaktischer Schock. Herz-Kreislauf-Versagen. Hypoxische Hirnschäden. Wird wohl ein Pflegefall. Wir schwiegen mehrere Stunden lang.

Heute weiß ich, dass er mir verzeihen hat. Es war ein Unfall. Eine einfache Ungeschicktheit, die Caroline ein selbstbestimmtes Leben kostete und mir ewige Schuld und Reue auf die Schultern legte. Aufgrund unseres Streits hatte sie mir nie erzählt, in welcher Gefahr sie schweben würde, äße sie

eines der aufgeführten Nahrungsmittel auf einem der Zettel, bedeckt von abertausend anderen Listen, irgendwo am Külschrank klebend.

Es ist einige Jahre her und ich denke noch immer jeden Tag daran. Der Garten begann zu verwachsen, weil ich Tag und Nacht für Caroline da war. Sie lag im Bett, sprach kaum und nahm auch sonst wenig um sich herum wahr. Ich erzählte ihr oft Geschichten oder las ihr vor, manchmal fuhr ich sie im Rollstuhl durch den Garten.

Mein Bruder war zutiefst getroffen. Auf der einen Seite froh, dass seine Frau den verheerenden Unfall überlebt hatte, war er trotzdem verzweifelt und hilflos.

Er sprach es nicht laut aus, aber ihm fehlte der Austausch auf geistiger Ebene und ihre unerschöpfliche Zuneigung. Trotzdem waren sie oft zusammen, kommunizierten mit stummen Blicken. Zuletzt hat er nur noch ihre Hand gehalten.

Es war Charlotte, die ihm seine Lebensfreude zurückgab. Er hatte mir zunächst nichts davon erzählt, aber ich bemerkte, was vor sich ging. Friedrich hörte sichtlich auf zu grübeln, aß wieder mehr und suchte erneut den Kontakt zur Welt außerhalb der Villa.

Ob sein Geheimnis moralisch richtig war, ist allein seine Sache. Ich denke, für ihn war es das Beste. Ihn niedergeschlagen und unglücklich zu sehen, tat mir jedes Mal aufs Neue weh. Es war eine Freude, zu erleben, wie er sein Lachen und seine gute Laune zurückgewann.

So falsch es sich anfühlen mag, das zu denken, so bin ich doch überzeugt, dass Caroline von all dem nichts mitbekam und somit nicht darunter gelitten hat. Friedrich liebte sie dennoch. Als sie starb, und auch all die Jahre nach ihrem Tod, hatte sie einen großen Platz in seinem Herzen.

Ich mache eine Pause und schlendere langsam zu den Rosenbüschen hinüber. Zur Erinnerung an Caroline hatte ich auf Friedrichs Wunsch hin ihre Lieblingsrose gepflanzt – eine *rosa helenae*, die den Namen ihrer gemeinsamen Tochter trug.

Sie war noch sehr jung und zerbrechlich gewesen, als ich die Villa abermals verließ und erneut mit Rudi zusammenzog, der in finanziellen Schwierigkeiten steckte. Doch mittlerweile ist sie zu einer wunderschönen, hochgewachsenen Pflanze geworden, die sofort alle Blicke auf sich zieht, wenn man den breiten Weg vom Tor bis zur Eingangspforte entlangläuft. Gerade steht sie in voller Blüte und strahlt geradezu vor Vollkommenheit. Und für einen kurzen Augenblick kommt es mir vor, als würde Caroline neben mir stehen und mir versöhnlich ihre warme Hand auf die Schulter legen.

## **Rudi. Streit um eine halbe Tonne Holz.**

„Was ist eigentlich deine Aufgabe, Trixi? Das hast du mir noch gar nicht gesagt“, fällt mir plötzlich ein.

„Überraschung!“, grinst das Mädchen schelmisch, „aber es ist etwas im Hinterhof und es muss draußen hell sein. Treffen wir uns dort nach dem Frühstück? So gegen 10 Uhr?“

Bestimmt hatte Trixi eine schöne Aufgabe bekommen, für die sie aber ein zusätzliches Paar Hände brauchte, und wer wäre ich denn, wenn ich mich nicht für ihre Hilfe revanchieren würde? Vielleicht würden wir ja eines Tages gute Freunde werden, selbst nachdem wir nicht mehr zusammen in der Villa wohnen.

„Geht klar, 10 Uhr“, bestätige ich froh und halte ihr zum Abschied die Hand zum Einschlagen hin. Sie versteht, klatscht

mit ihrer ein und winkt mir noch mal, als sie durch die Tür raus in den Flur schlüpft.

Pünktlich 10 Uhr stehe ich im Hinterhof und reibe mir die Hände. Nicht, weil ich einen guten Handel gemacht habe, sondern weil ich friere. Trixi und ich haben die Fensterläden genau im richtigen Moment angebracht. Diese Nacht war es unerträglich kalt geworden. Selbst jetzt liegt noch ein feiner Nebelschleier über der Ortschaft.

Noch bin ich allein, Trixi ist nirgendwo zu sehen. Hoffentlich kommt sie bald und wir können ihre Aufgabe schnell erledigen. Bei der Kälte hätte ich mir dann doch lieber gewünscht, etwas im Haus zu erledigen.

Zum Glück höre ich im nächsten Augenblick Schritte und sehe dann auch das Mädchen auf mich zukommen. Sie trägt flauschige Ohrschützer und eine dicke Jacke. Aber nichts, was mir einen Hinweis darauf gibt, was wir jetzt auf Friedrichs Wunsch tun sollen.

Sie lächelt mich an: „Hey, bin ich sehr spät? Ich hab ewig keine passenden Sachen gefunden. Tut mir leid!“

„Naja, schon gut“, nehme ich ihre Entschuldigung an und schaue mich fröstelnd um. Was jetzt? Ich will ja nicht ungeduldig erscheinen, aber ich habe weder eine Mütze auf, noch meine wärmste Jacke an.

„Sagst du mir jetzt, was wir tun sollen?“

„Ja. Ehm, also ... Papa will, dass ich Feuerholz hacke. Den ganzen Stapel da drüben. Aber schau mich doch mal an, ich hab mir vorgestern erst meine Nägel neu lackiert und ich bin mir sicher, dass ich die Axt nicht einmal richtig schwingen kann. Also ... hatte ich gehofft, dass du mir dabei hilfst? Bitte, bitte, Rudi?“

Ich folge ihrem Blick zu dem überdachten Holzstapel und fühle mein Herz bedrohlich schlingern.

Ach ... du ... meine Güte. D-das alles? Wenn ich die groben Klötze da drin schätzen soll, hätte ich spontan auf eine halbe Tonne Brennholz getippt.

Friedrich hat echt von ihr verlangt, das alles kleinzuhacken? Dann schien er uns beide kein Stück zu kennen! Warum gibt er ihr so eine Aufgabe, wenn sie das niemals allein schaffen wird?

„Äh, ja, kann ich machen. Was soll ich dir dabei helfen?“, stottere ich noch ein wenig ungläubig.

Trixi wiegt ihren Kopf hin und her: „Kannst du vielleicht den Anfang machen und mir zeigen, wie das genau geht?“

Das ist nicht die Antwort, die ich hören will. Aber solange es nur der Anfang ist, bin ich es ihr für ihre Hilfe von gestern schuldig. Ein oder zwei von den Stammscheiben würde ich schon klein kriegen, danach hat Trixi das Prinzip bestimmt begriffen und ich brauche ihr nur noch die nächsten Klötze zu reichen. Okay, fangen wir an, bevor es vielleicht noch kälter wird!

Der Stapel überragt meinen Kopf und ist bestimmt drei Meter breit. Das wird eine Weile dauern, bis der vollständig zerlegt ist. Trotzdem nehme ich mir ein Stück von ganz oben, hieve es herunter und spüre meinen Widerwillen zurückkehren.

Gestern hatte ich komischerweise kein Problem mehr mit körperlicher Anstrengung gehabt. Jetzt fühle ich mich schon wieder mehr wie mein normales Selbst. Hoffentlich ist die Axt auch scharf und ich schlage mich nicht dumm und dämlich an dem schweren Brocken.

Ich lasse das Stück in meinen Armen auf den Klotz fallen, zerre nach einigen halbherzigen Versuchen das schwere Gerät aus ihm heraus und bringe den ersten Schlag an. Er trifft, spaltet aber nicht und meine schlechte Laune wächst. Beim zweiten Mal verfehle ich die Kerbe leicht, doch ich höre das Holz knirschen und es zerbricht tatsächlich unter dem massiven Axtkopf.

Puh, endlich ... aber einmal halbieren ist immer noch keine kamintaugliche Größe. Bis es soweit ist, habe ich die ersten Schweißperlen auf der Stirn.

„Da Trixi, hast du gesehen, wie es geht? Den Stiel beim Ausholen ganz weit hinten anfassen und wenn du nicht ganz triffst, ist es auch nicht so schlimm.“

Sie schüttelt zaghaft den Kopf. „Kannst du bitte noch einen hacken? Ich traue es mir noch nicht zu.“

Einen noch. Höchstens. Seufzend hole ich Nachschub, bitte Trixi um einen Eimer für die bereits gespaltenen Holzstücke und demonstriere ihr dann erneut, wie sie die Axt führen muss. Ich komme immer mehr außer Atem. Warum tue ich das überhaupt noch? Ich bin für solche Aufgaben nicht geschaffen.

Mit schmerzenden Armen wische ich mir über mein heißes Gesicht, drehe mich um und erwische Trixi dabei, wie sie nicht etwa zuschaut oder mir beim Einsammeln hilft, sondern wie sie kritisch ihre Fingernägel betrachtet. Schuldbewusst lässt sie ihre Hände sinken, als ich sie ertappe.

„HEY! Ich erledige gerade deine Aufgabe und zeig dir wie's geht! Was soll das?“, herrsche ich sie wütend an.

Sie zuckt zusammen. „Tut mir leid“, nuschelt sie leise. Ich trete einen Schritt beiseite und mache ihr den Weg zur Axt

frei. „So, jetzt du!“ Wenn sie nicht aufpasst, muss sie es ja schon können, nicht wahr?

Aber Trixi geht nur zögerlich vorwärts, greift halbherzig den Stiel und zieht ein wenig. Er bewegt sich keinen Millimeter von der Stelle. Sie schenkt mir einen wehmütigen Blick: „Guck, das ist mir zu schwer! Ich schaff das nicht allein.“

„Und wie stellst du dir das jetzt vor? Dass ich den ganzen Stapel noch für dich mache?“, blaffe ich sie an. Und dann ... nickt sie tatsächlich. „Vielleicht?“

Okay, das war's. Ich schnaube ungläubig und stapfe davon. Was denkt sie eigentlich, wer sie ist? Ich habe gedacht, sie wäre in Ordnung und dann versucht sie, mich so hinterhältig auszunutzen!

Mit der brauche ich mich nicht mehr abzugeben. Ich höre, wie sie mir folgt.

„Warte Rudi, ich weiß, dass das nicht fair war, aber ich schaffe das wirklich nicht! Ich brauche Hilfe dabei!“

„Dann frag jemand anderen! Versuch doch Richard um deinen Finger zu wickeln, mir reicht's! Denk nicht mal daran, mich noch mal um einen Gefallen zu bitten!“, warne ich sie und beeile mich, wieder ins Warme zu kommen. Keine Arbeit mehr heute, ich habe besseres zu tun! Trixi verfolgt mich auch nicht länger.

Erst zwei Stunden später sehe ich sie wieder, als ich zufällig aus einem Fenster nach draußen gucke. Sie hat die Axt aus dem Klotz ziehen können, aber der Eimer sieht noch ähnlich leer aus wie vorhin und sie sitzt betrübt daneben. Allein scheint das wirklich nichts zu werden mit ihr. Geschieht ihr recht dafür, dass sie mich hintergehen wollte!

## Niklas. Der Keller.

Es sind einige Tage vergangen, seit ich Opas Brief im Zeiger der Standuhr entdeckt habe. Aber diesmal will mir einfach nichts zu seinen Worten einfallen. Unruhig streife ich durch das Haus. Doch anstatt auf eine Lösung des Rätsels zu stoßen, erwecke ich nur Misstrauen bei meinen Eltern. Mama schaut nun alle paar Stunden nach mir, weil sie Angst hat, mich wegen Papas Ticks zu vernachlässigen.

Möglichst geräuschlos versuche ich die Treppe hinaufzusteigen. Aus Reflex überspringe ich die erste Stufe, weil sie immer ein lautes, verräterisches Geräusch von sich gibt. Moment mal! Starr bleibe ich auf dem ersten Absatz stehen. Opas Worte hallen durch meinen Kopf: „Manchmal ist das, worüber wir jeden Tag stolpern, das, was wir übersehen.“

Wie vom Blitz getroffen, mache ich kehrt und gehe die Stufen hinunter, bis ich wieder ganz unten angekommen bin. Mit klopfendem Herzen werfe ich einen Blick hinter mich – keiner da.

Ich hocke mich auf den Boden, um den schweren Teppich hochzuheben. Staub wirbelt auf und ich unterdrücke ein Niesen. Gespannt untersuche ich das zum Vorschein kommende Holz der ersten Stufe.

Da! Ein kleines quadratisches Stück wurde herausgesägt und wie ein Puzzleteil wieder eingefügt. Mit zitternden Händen ziehe ich den hölzernen Würfel heraus und blicke in das nun freie Loch. Etwas silbrig Glänzendes liegt am Grund. Mein Arm passt gerade so hinein. Mit den Fingern ziehe ich den metallenen Gegenstand heraus. Zum Vorschein kommt ein Schlüssel. Mein Puls wird schneller, die Mundwinkel ziehe ich zu einem Grinsen nach oben. Ich habe es geschafft! Das



letzte Rätsel ist gelöst! Jetzt muss ich nur noch die Tür finden, in die der Schlüssel passt.

Die Stimmen meiner Eltern dringen zu mir nach unten. Ich höre meinen Namen in dem Gespräch, sie scheinen mich zu suchen. Hektisch blicke ich mich um, suchend nach einem Versteck. Wenn sie mich jetzt finden, kann ich die nächsten paar Stunden die Detektivarbeit vergessen.

Schnell stecke ich den Schlüssel in die Hosentasche, verschließe das Loch in der Stufe und lege den Teppich darüber. Meine Eltern haben schon den ersten Treppenabsatz erreicht, bis ich in die Küche verschwinde. Schwer atmend renne ich zur Speisekammer.

Ich blicke mich um. Auf dem Boden sehe ich eine große Keksdose. Als ich mich hinhocke und hineinschaue, entdecke ich etwas Metallenes im Boden. Ein Geheimschloss!

Ich drehe den Schlüssel darin um und mit einem lauten Klicken springt die im Boden eingebaute Klappe auf. Eine hölzerne Leiter führt in die Tiefe. Ich lausche noch einmal den Stimmen meiner Eltern, die immer leiser werden, weil sie sich wieder von der Küche entfernen. Dann steige ich die morschen Stufen nach unten ins Ungewisse.

Unten ist es ganz kalt und nass. Im dämmrigen Licht schreite ich einen langen Gang entlang, bis sich die schmalen Wände zu einem großen Raum öffnen. Alte Kisten, vollgestopft mit Gerümpel bedecken den Boden. Es ist zu dunkel, um zu erkennen, was darin liegt.

Erst als ich sämtliche Kartons passiert habe, finde ich etwas Nützliches. Eine alte Taschenlampe. Ich knipse sie an und entdecke im schwachen Licht ein Regal, auf dem „Niklas“ geschrieben steht. Das ist es wohl, meine Belohnung für die Spurensuche.

Die Regalböden sind bis zum Anschlag voll: Lupen in allen Größen, Schreibfedern, ein Fingerabdruckset, alte Schriften von Opa mit Zeichnungen von Gesichtern und Schreibmaterialien in allen Variationen.

Das muss für mich sein! Ich stopfe einiges in die Tasche. Plötzlich höre ich etwas. Sind das Schritte? Ist mir jemand gefolgt? Ich schaue in den Gang zurück. Dort ist es dunkel. Als die Schritte so laut sind, dass es sich anhört, als würde die Person direkt neben mir stehen und immer noch keiner im Raum erscheint, merke ich, dass die Geräusche aus der Wand kommen. Mein Herz klopft so laut, dass ich Angst habe, mein Verfolger könne es hören.

Dann werden die Geräusche wieder leiser. Ich drücke mein Ohr an die Wand und folge den mysteriösen Schritten, bis ich, vertieft in meine Verfolgungsjagd, gegen eine Kiste trete und stolpere. Ein lautes Klirren ertönt, weil eine Glühbirne am Boden zerschellt.

Die Schritte verstummen plötzlich. Ein Moment der Stille, dann ertönen die Geräusche in doppelter Geschwindigkeit. Mein unbekannter Verfolger rennt weg, irgendwo, hinein in die Tiefen des Gemäuers. Nachdenklich schweift mein Blick durch den Raum, bis ich ein großes Loch in der Wand entdecke. Ich rücke einen alten Stuhl darunter und ziehe mich unter Ächzen in das Loch.

Ich höre die Schritte noch ganz leise durch den Gang im Gemäuer hallen, in den ich mich bugsiiert habe. Geduckt bewege ich mich durch die Dunkelheit. Eine Ratte huscht an mir vorbei. Ich taste mich an der Wand entlang, bis ich zwei kleine runde Löcher in der Wand entdecke, durch die Licht hineinströmt. Auch Stimmen dringen hindurch.

Es dauert einen Moment, bis sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnen, doch dann sehe ich Mama und Papa im Speisesaal miteinander reden.

„Wo steckt er nur?“, fragt Mama besorgt und läuft dabei unruhig umher.

Papa geht auf sie zu und legt ihr die Hand auf die Schulter. „Beruhige dich, er ist sicher irgendwo im Haus und spielt Detektiv.“

„Ich mache mir Sorgen um Niklas. Er ist ein Träumer, genauso wie sein Großvater einer war. Müssen wir strenger mit ihm sein?“

Mama schaut Papa verzweifelt an. Ein Kloß steckt in meinem Hals, als ich das höre. War das nicht genau dasselbe Problem, das Opa mit seinen Eltern gehabt hatte?

„Er wird seinen Weg finden“, beruhigt sie Papa und schnipst, weil sein Tourette immer besonders stark ist, wenn er sich aufregt.

„Er geistert seit Tagen durch das Haus. Wenn du mich fragst, hat ihm mein Vater irgendwelche Flausen in den Kopf gesetzt.“ Mama schüttelt den Kopf, als wolle sie diesen Gedanken schnell loswerden.

„Jetzt beruhige dich. Er ist doch erst zehn. Im Laufe der Jahre wird er auch noch andere Interessen entwickeln als Detektiv zu spielen. Niklas ist ein intelligenter Junge, wir brauchen uns keine Sorgen um ihn machen.“

Papas Stimme ist ganz sanft. Mama schaut ihn an und nickt letztendlich.

Mich beruhigen und erschrecken diese Worte zugleich. Was ist so schlimm daran, dass ich mich für Detektivarbeit interessiere? Wieso sollte sich das in den nächsten Jahren ändern?

Mein Traum, später einmal wichtige Fälle zu lösen, würde sich nicht so schnell in Luft auflösen, da war ich mir sicher.

Das Wichtigste, was der Mensch im Herzen behalten sollte, ist seine Neugierde. Opa hatte Recht: Irgendwann vergessen die Erwachsenen, worauf es im Leben ankommt. Sie verstehen nicht mehr, wieso sie hier sind und was sie hier sollen.

Doch ich verstehe nun so einiges. Dieses dunkle Gewölbe ist ein Geheimgang durch das Haus. Ich schaue durch das Gemälde, in dem ich beim letzten Essen die Augen von Opa gesehen habe. Nun bin ich mir sicher – das war keine Einbildung! Genauso wenig wie die Schritte, die ich vorhin gehört habe.

Opa geistert durch das Haus, er ist irgendwo in den Tiefen des Gemäuers.

Und ich bin ihm auf der Spur.

## Friedrich.

Mir rinnt der Schweiß übers Gesicht. Die Lautstärke meines Atems scheint den ganzen Raum auszufüllen. Meine Gedanken sind wie in einem Tunnel gefangen, ich bin in einem Tunnel gefangen. Als stünde ich wie ein Geist neben mir, sehe ich mich durch die stockfinsternen Gänge hetzen. Links, rechts, links. Sollte ich jetzt besser abbiegen oder geradeaus?

Niklas hatte die Hinweise von mir viel zu schnell gelöst. Und den Schlüssel hätte er nie finden dürfen. Ich wollte in einem Jahr einfach wieder von den Toten auferstehen und eine vereinte Familie sowie eine gepflegte Villa vorfinden.

SO war das alles nicht geplant. Verzweiflung steigt in mir auf. Jetzt jagt er mich wie ein entlaufenes Tier in die Ecke.

Er steht zwischen mir und dem Ausgang dieser Geheimgänge. War ich hier schon einmal vorbeigekommen?

Keuchend bleibe ich stehen und stütze mich mit meinen Händen an der nächstbesten Wand ab. Der Gang hier erscheint mir irgendwie heller, wenn auch nur ein kleines bisschen.

Plötzlich spüre ich, wie die Wand unter meinem Gewicht nachgibt.

Ich fluche. Jetzt weiß ich, wo ich bin. Ich habe mich an der Leinwand des Gemäldes zum Speisezimmer abgestützt.

Gleißend helles Licht trifft auf meine Augen, so dass ich kurzzeitig blind bin. Dann vernehme ich einen lauten Aufprall inmitten des Raumes.

## Niklas.

Die Geheimgänge im Haus scheinen endlos lang. Ich bewege mich auf allen Vieren vorwärts, weil die Decken immer niedriger werden. Da sind keine Schritte mehr, denen ich folgen kann und nach einem Ausgang suche ich schon seit einer gefühlten Ewigkeit vergeblich.

Verzweifelt und müde setze ich mich auf den kalten Untergrund. Kann es sein, dass Opa noch lebt? Irrt er in den Geheimgängen durch das Haus und beobachtet uns? Aber wieso sollte er das tun? Oder habe ich mir das alles nur eingebildet?

Vertieft in meine Gedanken bemerke ich erst nicht, dass in der Ferne wieder leise Schritte zu hören waren. Ich stehe auf, mein Körper ist angespannt. Ich lausche den Schritten und schleiche in die Richtung, aus der die Geräusche kommen.

Ich erkenne, dass ich mich dem Anfang des Ganges nähere. Ich hole auf. Ich pirsche mich an die Schritte heran, bis sie plötzlich verstummen. Erstarrt bleibe ich stehen. Hinter der nächsten Abbiegung muss die Person sein. Vorsichtig schaue ich um die Ecke.

Und da sehe ich die Gestalt – Opas Gestalt. Es ist zwar dunkel, aber seine schwächige Statur, die zerzausten, weißen Haare und die adrigen Hände erkenne ich schon von Weitem.

„Opa?“

Der Ausruf entfährt mir, obwohl ich es nicht wirklich will. Plötzlich verliert er das Gleichgewicht und kippt nach vorn. Die dünne Leinwand des Gemäldes gibt unter seinem Gewicht nach und er fällt in das Speisezimmer.

## **Martha.**

Das Geräusch einer reißenden Leinwand lässt alle schlagartig verstummen. Erschrocken zucke ich zusammen und drehe mich um. Dort, wo der plötzliche Laut seine Ursache zu haben scheint, hängt das Gemälde mit dem Abbild meines Bruders. In der Mitte durchtrennt, taumelt eine Männergestalt unbeholfen daraus hervor.

Ein dumpfer Aufprall. Ein Stöhnen.

Regungslos starre ich auf den zu unseren Füßen liegenden Jemand. Eine Vorahnung macht sich in meinen Gedanken breit. Kurz schließe ich die Augen und versuche zu verstehen, was gerade passiert. Mein Herzschlag beschleunigt sich schlagartig und zugleich habe ich das Gefühl, das Blut würde in meinen Adern gefrieren.

Langsam hebt die Gestalt ihren Kopf. Auf beide Hände gestützt, versucht sie sich hochzustemmen. Ich stoße einen stummen Schrei aus.

Dann bleibt mir die Luft weg. „Friedrich!“, entfährt es mir und ich spüre, wie mein Herz sich überschlägt, meine Augen weit aufgerissen in die meines Bruders schauen und eine undefinierbare Kraft mich nach unten drückt und mir den Boden unter den Füßen wegzieht.

Friedrich. Du lebst.

## **Helena.**

Man sagt, die Hoffnung stirbt zuletzt. Doch das stimmt nicht. Mein Vater war verschwunden – ohne jegliche Spur oder ein Lebenszeichen. Meine Hoffnung, dass er lebt, wurde mit der

Erklärung seines Todes ebenfalls vernichtet. Ich hatte den Glauben an ihn verloren.

Und genauso ungläubig starre ich nun meinen Vater an, der gerade durch sein eigenes Porträt gestolpert ist. Ich schlage die Hände vor meinen Mund. Tränen steigen mir in die Augen. Er lebt!

Überglücklich renne ich auf ihn zu. Dabei wäre ich fast in meinen Sohn Niklas gelaufen. Dieser steigt ebenfalls aus dem Bild.

Noch bevor ich bei meinem Vater ankomme, um ihm vom Boden hoch zu helfen, steht er schon wieder selbst auf den Beinen. Ich breite meine Arme aus, will ihn fest an mich andrücken, als ich plötzlich einen dumpfen Schlag höre. Mitten in meiner Bewegung halte ich inne. Langsam drehe ich mich um.

## **Friedrich.**

Hatte gerade jemand meinen Namen gerufen? Ich stehe immer noch neben mir.

Blinzelnd werden die Umrise im Zimmer endlich wieder schärfer. Die Blicke meiner Verwandten wandern von mir zu Niklas und bleiben auf dem reglosen Körper am Boden hängen. Rudi kniet sich neben ihn und Richard setzt sich vorsichtig dazu. Ich gehe ein paar wackelige Schritte auf sie zu, um zu sehen, wer da umgefallen ist.

Ich erstarre. Ich fühle mich, als würde ich in tiefes, dunkles, eiskaltes Wasser fallen. Nein. NEIN!



## Rudi.

„Martha? Martha!“

Ich laufe zu ihr und lasse mich neben ihr auf den Boden sinken. Was ist passiert? Ich habe nicht zu ihr geschaut, als es geschehen ist, aber sie muss gestürzt sein! Ihr ganzer Körper ist verkrampft, als ich vorsichtig nach ihrer Hand greife. Ihr Atem klingt abgehackt. Ist das ein Anfall? Herzinfarkt? Ich weiß nicht, was ich tun kann, um ihr zu helfen. Und ich habe große Angst um meine Großmutter.

„Martha!“, versuche ich es noch einmal, während ich sie mit sanftem Nachdruck am Oberarm rüttele. Nichts, absolut gar nichts ändert sich. Sie leidet weiter. Ich fühle mich furchtbar nutzlos. Martha darf jetzt nicht aufgeben! Sie muss bei uns bleiben!

„Martha ...“, meine Stimme bricht mir, und ich krächze: „Nicht! Halte durch!“

Plötzlich entspannt sie sich. Ihre über der Brust verkrampften Arme sinken seitlich an ihrem Körper herab. M-Martha? Ist der Anfall vorbei? Ich nehme ihre linke Hand und streichele sie vorsichtig.

„Es wird wieder gut. Alles wird wieder gut“, versichere ich ihr währenddessen leise. Niemand außer mir sagt etwas. Endlich tritt einer von ihnen vor und kniet sich neben mich.

Es ist Richard, so viel erkenne ich gerade noch. Er streckt sich über Martha und legt ihr prüfend zwei Finger seitlich an den Hals. Wartet ab. Schließlich schüttelt er den Kopf: „Sie ist tot. Kein Puls. Vermutlich Herzinfarkt durch den Schock.“ Seine Stimme ist leise und dünn. Es dauert, bis das Gesagte wirklich bei mir ankommt.

S-sie ist ... t-tot? Nein, das kann nicht sein! Er muss sich irren! Aber Richard korrigiert seine Feststellung nicht. Seine Hand weicht zurück und ich spüre, wie er sie mir auf die Schulter legt. „Ruft einen Krankenwagen!“, brülle ich, „wir können sie noch retten! Los doch! Bitte ...! Bitte ...“

Ich will es nicht verstehen ... kann es noch nicht verstehen. Wie ein Häufchen Elend sinke ich neben ihr zusammen und vergrabe mein Gesicht an ihrer Schulter.

## **Helena.**

„Sie ist tot.“

Drei Worte. Drei Worte, die mich auf die Knie sinken lassen. Nur schemenhaft nehme ich wahr, wie Papa schwankend zu meiner Tante geht. Verzweifelt beugt er sich über sie. Drückt sie an sich. Weint. Ich kannte Martha nicht wirklich. Sie war keine gute Tante. Aber trotzdem fühle ich eine Leere in mir, jetzt, wo sie nicht mehr unter uns weilt.

Ich will mich gerade aufrappeln, als Richard mir seine Hand hinhält. Dankbar ergreife ich sie und lasse mich von meinem Mann auf die Beine ziehen. Er weiß genau, was in mir vorgeht und umarmt mich fest.

## **Friedrich.**

Ich betrachte die leeren Augen meiner geliebten Schwester. Ich nehme ihr Gesicht in beide Hände, streiche sanft über ihre faltige Haut, die nie wieder rosig schimmern wird, fahre ihre kalten Wangenknochen nach und streiche über ihr seidig

graues Haar. Ich schmecke etwas Salziges in meinem Mundwinkel.

Ich weine.

## **Helena.**

Zögerlich fange ich an: „Papa, wo warst du? Warum hast du dich nicht bei uns gemeldet?“

Ich hole tief Luft. Meine Hände sind schwitzig und zittrig. Ich weiß nicht, ob ich wirklich Antworten auf die Fragen haben will. Alle spüren die angespannte Stimmung im Raum. Mein Vater steht auf und schaut niedergeschlagen auf seine Schuhspitzen.

„Ich wollte meine Familie vereinen“, nuschelt er, „Ich hatte alles ganz genau geplant. Aber Niklas, mein kleiner Detektiv, ist mir zu früh auf die Schliche gekommen!“

Ich bin baff. Das habe ich nicht erwartet. Papa hat seinen Tod vorgetäuscht. Das war alles nicht echt, nur gespielt. „Ist dir eigentlich klar“, fange ich an zu schreien und meine Lippen beben, „dass du deine eigene Schwester auf dem Gewissen hast? Du hast sie ermordet! Es ist deine Schuld!“

## **Rudi.**

„Es ist deine Schuld!“

Helenas Kreischen ist das erste, was ich durch das Rauschen in meinen Ohren wieder höre. Ich schaue auf und sehe, dass sie auf Martha weist und dabei Friedrich anschaut.

Ja, sie hat recht. Wegen seines plötzlichen Auftauchens hatte Martha sich erschreckt. Ohne ihn wäre sie noch am Leben. Wutentbrannt starre ich den Alten an.

„Du bist schuld!“, donnere ich ihm nun auch entgegen.  
„Du hast Martha umgebracht!“

## **Friedrich.**

„Ich wollte das doch alles nicht!“, flüstere ich.

„Ach so, du wolltest das also nicht? Was wolltest du denn dann, Friedrich? Etwa Angeln gehen, während wir für den Haushalt sorgen, hm?“, geht mich Rudi scharf an. „Ich wollte unsere Familie zusammenbringen und ich wusste mir nicht anders zu helfen, als dieses Testament zu schreiben! Es hat ja aber von Anfang an nicht richtig funktioniert, aber wir hätten am Ende doch alle etwas davon ...“

Meine Worte brechen ab. Ich finde nicht mehr die Kraft zum Reden.

„Was haben wir denn von deinem tollen Plan? Du hast Martha mit deinem irrwitzigen Spielchen in den Tod getrieben. Das hat ihr altes Herz nicht verkräftet und das hättest du wissen müssen!“, schreit meine Tochter.

Erneut füllen Tränen meine Augen. Ich schaue noch einmal zu Martha, dann wieder zurück. Sie stehen jetzt nebeneinander vor mir, zusammen als eine Einheit. Eine Hand legt sich auf meine Schulter.

Als ich aufblicke, steht Richard neben mir. Es ist ungewohnt, ihn so ernst zu erleben, so normal.

„Wir verzichten alle auf dein Erbe.“

Er stellt sich wieder zu seiner Frau, meiner Tochter. Einer nach dem anderen verlässt den Raum. Zuletzt gehen Helena, ihr Mann und mein kleiner großer Enkelsohn.

## **Trixi.**

Stopp! Das geht mir jetzt eindeutig zu schnell. Wie in Trance verfolge ich das Geschehen und versuche dabei, all diese Informationen auf die Reihe zu bekommen.

Plötzlich stellen sich alle Papa gegenüber auf. Meine Mutter sieht mich mahnend an. Ich verstehe. Hastig stehe ich auf und will eigentlich etwas vor mich hinmurmeln, etwa sowas wie „ähm ... Ja“. Dann gehe ich doch zu meiner Mutter.

## **Niklas.**

Alle stellen sich gegen Opa. Doch ich bleibe auf seiner Seite stehen. Nach und nach verlassen alle den Raum. Als nur noch meine Eltern, Opa und ich im Speisesaal sind und Mama sagt: „Komm Niklas, wir gehen!“, drücke ich Opa ganz fest.

„Mein kleiner Sherlock“, sagt Opa und eine Träne von ihm tropft auf meine Stirn, während er mir mit der Hand über den Rücken streicht.

„Ich werde nie vergessen, was du mir gesagt hast. Dass ich alles hinterfragen soll und nicht allem Glauben schenken soll.“

Ich flüstere ihm die Worte ins Ohr. „Versprochen.“

Opa lächelt. Dann verlasse ich mit Mama und Papa die Villa.

## Friedrich.

Jetzt ist alles vorbei, alles egal, das weiß ich. Ich höre Helena fluchen sowie schnelle Schritte. Dann steht Niklas noch einmal vor mir. Seine Augen sind gerötet und seine Ärmel nass von Tränen.

„Holmes?“, flüstere ich.

„Sherlock Holmes, Watson“, antwortet er noch leiser und blickt mir tief in die Augen.

„Ich hab dich immer lieb, hörst du? Du bist mein Opa.“

Widerstandslos lässt er sich von seiner Mutter zur Tür ziehen. Weinend vergrabe ich mein Gesicht auf Marthas Brust, die sich nie wieder heben oder senken wird.

Sie riecht noch immer nach Garten, nach grünem Gras und Kirschblüten.



# Inhalt

Im Anfang war das Wort .....	5
Die Autorinnen .....	7
Stammbaum .....	8
Friedrich. Prolog. ( <i>Julia U.</i> ) .....	9
Martha. Ankunft. ( <i>Sarah</i> ) .....	11
Trixi. Unser Haus. ( <i>Reike</i> ) .....	13
Richard. Die Ankunft. ( <i>Lilly</i> ) .....	14
Rudi. Familientreffen. ( <i>Ellen</i> ) .....	16
Richard. Die Öffnung des Testaments. ( <i>Lilly</i> ) .....	20
Trixi. Nach dem Testament. ( <i>Reike</i> ) .....	25
Niklas. Das Arbeitszimmer. ( <i>Julia W.</i> ) .....	27
Martha. Die verschlossene Tür. ( <i>Sarah</i> ) .....	30
Rudi. Erstes Abendmahl. ( <i>Ellen</i> ) .....	34
Martha. Nach dem ersten Abendmahl. ( <i>Sarah</i> ) .....	39
Niklas. Die Bibliothek. ( <i>Julia W.</i> ) .....	44
Helena. Der Brief. ( <i>Lilly</i> ) .....	46
Rudi. Der Testamentsbrief. ( <i>Ellen</i> ) .....	49
Helena. Der Streit. ( <i>Lilly</i> ) .....	50
Friedrich. Wie ich Charlotte traf. ( <i>Julia U.</i> ) .....	54
Niklas. Das Speisezimmer. ( <i>Julia W.</i> ) .....	60
Rudi. Herkulesarbeit zu zweit. ( <i>Ellen</i> ) .....	63
Trixi. Ich und das Rentier. ( <i>Reike</i> ) .....	68
Martha. Der Garten. ( <i>Sarah</i> ) .....	70
Rudi. Streit um eine halbe Tonne Holz. ( <i>Ellen</i> ) .....	75
Niklas. Der Keller. ( <i>Julia W.</i> ) .....	80
Friedrich. Niklas. Martha. Helena. Rudi. Trixi. Das Ende. ( <i>Julia U., Julia W., Sarah, Lilly, Ellen, Reike</i> ) .....	85